Friedrich Hebbels Epigramme.

Inaugural-Dissertation,

welche nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät
der Universität zu Breslau

zur Erlangung der Doktor-Würde

Sonnabend, den 15. Februar 1902, mittags 12½ Uhr

in der Aula Leopoldina öffentlich verteidigen wird

BERNHARD PATZAK

aus Liegnitz.

Opponenten:

Karl Klimke, Dr. phil.

Bruno Schierse, cand. phil.

Friedrich Hebbels Epigramme.

Inaugural-Dissertation,

welche nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät
der Universität zu Breslau

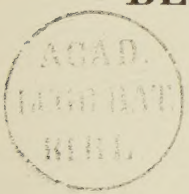
zur Erlangung der Doktor-Würde

Sonnabend, den 15. Februar 1902, mittags 12½ Uhr

in der Aula Leopoldina öffentlich verteidigen wird

BERNHARD PATZAK

aus Liegnitz.



Opponenten:

Karl Klimke, Dr. phil.

Bruno Schierse, cand. phil.

Aus der Gesamtarbeit, welche „Die Stellung Friedrich Hebbels in der deutschen Epigrammatik“ behandelte und in dieser Fassung der hohen philosophischen Fakultät als Dissertation vorgelegen hat, wurde zum Zwecke der Promotion der Teil „Friedrich Hebbels Epigramme“ abgesondert. Vollständig ist er als XIX. Band in Prof. Dr. Franz Munckers „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte“ (Berlin, bei Alexander Duncker) erschienen.

Meinem Lehrer

Herrn Professor Dr. MAX KOCH

in Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543102_0099

I.

Zur Entstehungsgeschichte der Hebbelschen Epigramme.

Ungleich schwieriger als die Aufgabe, eine Entstehungsgeschichte der rein lyrischen und epischen Gedichte Hebbels zu schreiben, ist der Versuch, den Werdeprozefs seiner Epigramme zur Anschauung und Darstellung zu bringen. Über die Geburtstage der „Gedichte“ geben nämlich zwei von Hebbel sorgfältig geführte Listen Aufschlufs. Über die Entstehung der Epigramme dagegen unterrichten den Litterarhistoriker nur einige allgemein gehaltene Briefstellen und die wenigen Worte: „Die Epigramme entstanden fast alle ohne Ausnahme in Rom und Neapel.“ Wer jedoch auf Grund einer eingehenden Kenntnis der Epigramme die Tagebücher und Briefe Hebbels sorgfältig studiert, wird erstaunt sein, in ihnen in aphoristischer Form oft geradezu dieselben oder doch ganz ähnliche Gedanken und Einfälle auftauchen zu sehen, wie sie in den Epigrammen metrisch gefafst vorliegen. Anfangs glaubt man allerdings in ein planlos hingeworfenes Gewirr der mannigfachsten Äufserungen eines reichen Dichtergeistes zu schauen. Bald aber lösen sich vor dem prüfenden Blicke leitende Motive aus dem Chaos, die den Denker Hebbel jahrelang beschäftigten, und die sich daher wie rote Einschlagfäden durch das Gedankengewebe der Tagebücher fortspinnen. Je länger man sie in dieser Richtung durchforscht, desto mehr findet man Hebbels Bemerkung bestätigt, dafs jene Gedankengänge für seinen Geist Marksteine waren, „um sich auf gewisse Wege, die er einmal gegangen ist, wieder zu besinnen und sie dann ganz auszugehen“. In vielen Fällen genügten dem

Dichter, wie er sagt, wenige „Wörter und Bleifederstriche“ im Tagebuche, um ihm nach Jahren wieder lebhaft ins Gedächtnis zurückzurufen, was er ehedem meinte. Diese „Halbgedanken“ und „Bilder“, bei deren Niederschrift Hebbel unendlich mehr sich dachte, als er dem Papier anvertraute, kommen uns denn bei unserem Versuche zu Hilfe, einen Einblick in sein epigrammatisches Schaffen zu gewinnen. In ihnen erkennen wir die Keime, aus denen die Blüten und Früchte der Hebbelschen Epigrammendichtung sich bildeten.[1]) Man könnte diesen Gestaltungsvorgang am treffendsten mit der Krystallisation der Minerale vergleichen. Doch wie diese nicht immer sich regelrecht zu vollziehen pflegt, so sind auch jene Aphorismen bis zur epigrammatischen Abklärung den langwierigsten und mannigfaltigsten Umwandlungen unterworfen gewesen. Zuweilen wurden sie erweitert oder vereinfacht. Bald erhielten sie durch eine neue, eigenartige Wendung eine ganz andere, manchmal geradezu gegenteilige Bedeutung wie zuvor. Oft wurden sie auf ganz andere Personen oder Gegenstände übertragen, als von denen sie ursprünglich ausgesagt wurden. Es ging Hebbel mit den Epigrammen ganz ähnlich wie mit dem Gedichte „Magdtum No. 2“, dessen Entstehung er am 11. Januar 1844 folgendermafsen schildert[2]): „Die Idee ist seit Jahren (seit ich No. 1 machte) vor mir geflohen, wie ein Sommerfaden, den der Wind entführt; heute Abend im Café delle belle arti liefs sie sich plötzlich packen, und es ist denn auch zum Lohn für das lange Harren etwas Rechtes geworden. Mir doppelt erfreulich, erstlich, weil ich nun eine innere Last los bin, die mich doch von Zeit zu Zeit immer wieder zu plagen anfing, und dann, weil ich hoffe, dafs diese Schwalbe mir einmal wieder einen Frühling verkündet.“

In das geheimnisvolle Quellen und Sprudeln dieses reichen Dichtergeistes, der, wenn ihm die gebietende Stunde schlug, oft nicht imstande war, die Masse der sein Inneres wie eine Springflut durchwogenden Gedanken und Anschauungen

[1]) Vgl. Rich. Maria Werner, Lyrik und Lyriker (Hamburg und Leipzig 1890, S. 177) und Rich. M. Meyer, Die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts (Berlin 1900, S. 285).

[2]) Tgb. II. 119.

festzuhalten,[1]) in diesen rätselhaften Schöpfungsprozefs des dichterischen Genius möge die Zurückführung der Epigramme auf jene Aphorismen und jene merkwürdigen, oft jahrelang fortgesponnenen Gedankengänge einen lehrreichen Einblick verstatten. Natürlich mufs hierbei darauf verzichtet werden, Hebbels sämtliche Epigramme mit Tagebuch- und Briefstellen zu belegen: das wäre die Aufgabe einer erläuternden Ausgabe der Epigramme.

Unter den wenigen Dichtern, deren Werke dem Wesselburener Maurerssohne in seinem elenden Schreiberdasein beim Kirchspielvogte Mohr zugänglich waren, mufs auch Lessing sich befunden haben; denn die aus jener Zeit stammenden Jugendepigramme Hebbels verraten unverkennbar den Einflufs Lessingscher Sinngedichte. Allerdings stehen sie zu ihnen nur in einer rein äufserlichen Beziehung. Hebbel übernimmt im Gegensatze zu Lessing, der Einfälle älterer Epigrammatisten für seinen Zweck einfach ummodelt, von seinem Vorbild nur die äufsere Form, in die er ureigensten Gedankengehalt giefst. Es ist dies die Gattung des gereimten Epigramms, wie sie Hebbel neben dem elegischen Versmafse fast sein ganzes Leben lang pflegte. Neben der metrischen Form fordern die Überschriften mehrerer in den Jahren 1831/2 im „Dithmarser und Eiderstedter Boten“ veröffentlichten „Flocken“ und „Einfälle“ zu einem Vergleich mit den Lessingschen Sinngedichten auf und setzen Hebbels Bekanntschaft mit ihnen voraus. Man greife z. B. die Epigramme „An Scribax“, „Der grofse Stax“ u. s. w. heraus und vergleiche diese Überschriften mit Titeln Lessingscher Sinngedichte wie „Thrax und Stax“, „Der kranke Stax“ u. s. w. Dafs auch manche der Hebbelschen Jugendepigramme in äufserst glücklicher Weise der von Lessing aufgestellten Epigrammentheorie entsprechen und den echt epigrammatischen Ton der witzigen Zuspitzung treffen, zeigen die von R. M. Werner aus dem Nachlafs Hebbels mitgeteilten Epigramme[2]) wie „Schlufs eines Diebes“, „Rosas Schönheit“ und „An Scribax“. Die ersten Proben aus der Hebbelschen

[1]) Br. I. 53 (München 12. V. 37).

[2]) Vgl. Die Zukunft. Jahrgang VII, 1898, No. 8, S. 326 ff.

Jugendepigrammatik brachte die Ausgabe von Johannes Krumm.[1]) Ferner hat A. Neumann[2]) in seiner Abhandlung „Aus Friedrich Hebbels Werdezeit“ in dem „Bruchstück einer Hebbel-Bibliographie“ mit Hilfe Werners eine chronologische Liste der Jugendepigramme aufgestellt, wie sie in dem Wesselburener Wochenblättchen „Königlich privilegierter Dithmarser und Eiderstedter Bote“ erschienen sind. Danach enthält der dreifsigste Jahrgang (1831, 10. Reise, 10. März) unter dem Titel „Flocken“ 13 und unter der Rubrik „Einfälle“ 15 Epigramme. Der einunddreifsigste Jahrgang dieser Zeitung (1832, 33. Reise, 16. August) brachte unter der Überschrift „Neue Flocken“ 4 Epigramme. Ein vollständiges Bild von Hebbels Jugendepigrammatik dürften wir trotz dieser Mitteilungen freilich erst in der von R. M. Werner 1901 begonnenen kritischen Gesamtausgabe der Hebbelschen Werke (Berlin, B. Behrs Verlag) erhalten.

Neben Lessing ist vor allem die Einwirkung Schillers auf Hebbels dichterisches Schaffen deutlich erkennbar. Auch durch sein eigenes Geständnis vom 5. Januar 1836 wird sie bestätigt.[3]) Er giebt jedoch darin diesen Einfluſs nur in Bezug auf die dichterischen Versuche seiner Jugendzeit zu, wo er dem Philosophen Schiller „manchen Zweifel, dem Ästhetiker manche Schönheitsregel abgelauscht“ hatte. In vorgerückteren Jahren dagegen wendete er sich immer mehr von Schiller ab, weil er — so drückte er sich mit einem gehörigen Maſs von Selbstüberhebung aus — strengere Anforderungen an sich stellte, als „Seitenstücke zum Ideal und das Leben und zu andern Treibhauspflanzen, die es bei gekünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen, zu liefern.“

Unter Schillerschem Einfluſs scheinen mir besonders diejenigen Jugendepigramme entstanden zu sein, in denen Hebbel sich der Form des Distichons bedient, während ihn Lessing

---

[1]) Hebbels sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Ad. Stern. VII. Bd. Gedichte. — Gesamtausgabe vom Jahre 1857. Hamburg Hoffmann & Campe. S. 193—201 „Aus den Tagebüchern“.

[2]) Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des königlichen Realgymnasiums in Zittau. Ostern 1899. Progr. No. 587.

[3]) Tgb. I. 19. 20.

zu gereimten Sinngedichten anregte. Epigramme im elegischen Versmafse sind z. B.: „An den Menschen“,[1]) „Freude“,[2]) „Edles im Staube“,[3]) „Freundschaft und Liebe“.[4]) Das zuletzt erwähnte Gedicht hat Hebbel in einem Briefe vom 14. Februar 1832 an seinen Jugendfreund Hedde mit folgender Bemerkung[5]) mitgeteilt: „Was sagst du zu nachstehenden beiden Versen, die ich neulich geschrieben habe:

Freundschaft und Liebe.

Freundschaft und Liebe erzeugen das Glück des menschlichen Lebens,
Wie zwei Lippen den Kufs, welcher die Seelen entzückt.“

Durch Vermittelung der Schriftstellerin Amalia Schoppe, geb.-Weise, deren Teilnahme Hebbel durch seine Mitarbeit an der von ihr herausgegebenen Zeitschrift „Neue Pariser Modeblätter[6]) erweckt hatte, war er im Frühling des Jahres 1835 nach Hamburg gekommen. Der Gesichtskreis in Wesselburen war für seinen überreifen, ungestüm vorwärts strebenden Geist schon zu eng begrenzt gewesen, und das erniedrigende Dienstverhältnis zum Kirchspielvogte Mohr hatte drückend genug auf ihm gelastet. Das spricht sich deutlich in folgendem im Jahre 1831 gedichteten Epigramm „Blick auf die Welt“[7]) aus:

„Durch ein Vexierglas erscheinen verzerrt die Dinge dir alle:
Also ein düsteres Herz sieht eine düstere Welt.“

In Hamburg jedoch verbesserte sich seine Lage im Grunde genommen nicht wesentlich. Er litt unsäglich unter

[1]) Dithmarser und Eiderstedter Bote, 30. Jahrgang 1831. (10. Reise, 10. März.) Flocken von C. F. Hebbel, No. 5.

[2]) Ebenda No. 11.

[3]) Siehe bei Krumm.

[4]) 31. Jahrgang 1832 des genannten Wochenblattes. Neue Flocken No. 4. Diese Stücke stehen auch in der Hebbelausgabe von Ad. Stern, Band VIII, S. 97, 99, 104. Aufserdem finden sich in dieser Sammlung noch folgende Epigramme im elegischen Mafse: „Der Kranz“ S. 97, „Heinrich von Zütphen“ S. 97, „Blick auf die Welt“ S. 99, „Dem Sprachkenner M.“ S. 99, „Wandlung“ S. 100.

[5]) Br. I. 9.

[6]) Hebbel arbeitete an folgenden Jahrgängen dieses Blattes mit: VI. Jahrgang 1832 (15 Beiträge), VII. Jahrgang 1833 (15 Beiträge), IX. Jahrgang 1835 (6 Beiträge).

[7]) Vgl. auch Hebbels Werke, hrsg. von Dr. K. Zeifs, Bd. I, S. 20. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

der beschämenden Abhängigkeit von seinen hochmütigen Gönnern, dessen Gnadenbrot er essen mufste.

In geistiger Beziehung aber vollzog sich in der freien Hansastadt in seinem Innern eine Umwandlung. Immer mehr suchte er sich vom Einflusse der erwähnten Vorbilder frei zu machen.[1]) Goethes Eigenart zog ihn in ihren Bannkreis, von dessen Werken ihm nur wenig zu Gesicht gekommen war, und von dem er geglaubt hatte,[2]) „dafs zwischen ihm und Schiller ein Verhältnis, wie etwa zwischen Mahomed und Christus, bestehe."

Bisher hatte er die Reflexion für das Höchste in der Poesie angesehen. Erst Ludwig Uhland führte ihn „in die Tiefen einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hinein".[2]) Das Bestreben, es dem bewunderten und hochverehrten Meister im Dichten von Liedern und Balladen gleich zu thun, liefs jedenfalls seine frühere Neigung zur Epigrammendichtung vorderhand zurück treten. Doch fuhr er fort, seine eigenartigen, Leben und Kunst umfassenden und ergründenden Gedanken in aphoristischer Form in sein Tagebuch einzutragen. Viele von ihnen und manche Abschnitzel aus seinen Dramen boten ihm dann später in Rom und Neapel reichen Stoff zur epigrammatischen Umformung.[3])

Zwei solcher Tagebuchnotizen, die eine über Luther als Orthodoxen[4]) vom 1. Juli 1835, die andere über Luthers Verdienst vom 1. August desselben Jahres,[5]) namentlich die letzte, scheinen widerzuklingen aus dem Epigramm „Orthodoxe Protestanten"[6]):

„Für die mutige That, dem Papst die Krone zu rauben,
Setzen sie Luthern zum Dank eine gleiche aufs Haupt."

---

[1]) Vgl. Tgb. I. 21 (5. I. 36) und 131 (5. XII. 38).

[2]) Tgb. I. 20.

[3]) Vgl. Hebbels sämtliche Werke, hrsg. von R. M. Werner, Bd. I, S. 412 ad Bethulien.

[4]) Tgb. I. 8.

[5]) Tgb. I. 15.

[6]) Gedichte 1848 (II.), 157.

In Heidelberg (Ostern 1836 bis 11. September 1836) sind ihm die aphoristischen Bekenntnisse bereits Bedürfnis und Gewohnheit geworden. Neben solchen Einfällen tauchen auch wieder einige Epigramme in der von Hebbel mit Vorliebe gepflegten gereimten Form auf.[1])

Unterm 1. Juli 1836 lesen wir folgenden Satz[2]): „Jede Nation findet einen Genius, der in ihrem Kostüm die ganze Menschheit repräsentiert, die deutsche Goethen.“ Diesen Gedanken überträgt Hebbel später auf Shakespeare, von dem er sagt[3]): „Man sollte so wenig von dem Engländer Shakespeare sprechen, als man von dem Juden Christus spricht.“ Aus einer augenscheinlichen Verschmelzung dieser beiden Aussprüche entstand das Epigramm „Shakespeare“[4]):

„Shakespeare war kein Britte, wie Jesus Christus kein Jude;
So wie jegliches Volk einen vertretenden Geist
In dem gröfsten Poeten, den es erzeugte, gefunden,
Fand ihn die Menschheit in ihm, darum war er nur Mensch.“

Ebenfalls vom 1. Juli 1836 stammt die Äufserung[5]): „Schwerer als dankbar zu sein, ist es, die Ansprüche auf Dank nicht zu übertreiben.“ Dieser Satz regt später den Dichter an zum Epigramm „Die Dankbarkeit“[6]):

„Wärest du wirklich die schwerste der Tugenden, wie man versichert?
Eine schwerere noch giebt es: des Danks nicht zu viel
Für die Wohlthat zu fordern, die ja der eigene Dank ist,
Den man abträgt an Gott, dafs er so reich uns beschenkt.“

Am gleichen Tage hält er auch eine Jugenderinnerung[7]) fest, die den Anfang des Epigramms „Traum und Poesie“[8]) bildet: „Jener siebenmal wiederholte Traum, von Gott ge-

[1]) Tgb. I. 23, „Neues Recht“ (4. VI. 36); 24, „Reue“ (1. VII. 36), 26, drei Epigramme ohne Überschrift (18. VII. 36).

[2]) Tgb. I. 25.

[3]) Tgb. II. 140 (Rom 21. II. 45).

[4]) Sg. II. 151.

[5]) Tgb. I. 25; vgl. auch S. 260/61.

[6]) Sg. II. 189.

[7]) Tgb. I. 25; vgl. ferner S. 92 (24. III. 38), S. 107/8 (29. VII. und 6. VIII. 38), S. 113 (13. XI. 38), S. 119 (23. XI. 38), S. 122/23 (26. XI. 38). S. 125/26 (27. XI. 38), S. 137 (2. II. 39) „Das 16. Jahrhundert lag neben mir im Bette“, II. 16 (15. XI. 43), Zeile 20/21 gleich Vers 7 und 8 im Gedicht. Vgl. ferner: Hebbels Skizze „Meine Kindheit, Kapitel 7“.

[8]) Sg. II. 175.

schaukelt zu werden. Wie ich, abends im Bett liegend, Gott zu sehen glaubte.“ Die bewufsten Verse lauten:

„Träume seltsamer Art besuchten einst mir die Seele:
Als ein zitterndes Kind ward ich geschaukelt von Gott . . .“

In München, wo Hebbel vom 29. September 1836 bis zum 11. April 1839 weilte, wirkten auf ihn besonders Jean Pauls Geist und Humor sprühende Werke, denen er schon in Heidelberg näher getreten war.[1]) Gerade die vielen in Richters Schriften verstreuten Aphorismen und Sentenzen bestärkten Hebbel in seiner Neigung, allerlei, was aufser und in ihm vorging, mit scharfem Auge zu beobachten und seine witzigen und sentenziösen Einfälle hierüber im Tagebuche, in Briefen und Prosaarbeiten festzuhalten.[2]) Einige Gedanken jener Zeit brachte er auch in die gereimte Form von Sprüchen und Gnomen.[3]) Bei einem Besuch der Münchner Glyptothek hatte Hebbel das Gefühl, das „ein Schnitter hat, wenn er das Ährenfeld betritt. Jede Bildsäule ein verschlossenes eigentümliches Leben, das sich mir entsiegeln soll: Aufgabe ohne Grenzen“. An diesen Eindruck, über den er am 5. September 1836 im Tagebuch berichtet,[4]) erinnert er sich jedenfalls am 6. November 1843, wo er die Worte niederschreibt[5]): „Eine Jupiter-Herme: nur so aus dem Chaos aufgetaucht, und die Welt zittert schon.“ Bei der epigrammatischen Verarbeitung[6]) dieser beiden Sätze nennt er das der Bildsäule innewohnende Leben ein Chaos, das einen unendlichen Kampf führt, von sich selbst sich zu befrein. Das ist allerdings, wie oben bemerkt, eine „Aufgabe ohne Grenzen“. — Sehr lehrreich dafür, wie Hebbel sich durch frühere Tagebuchnotizen zum spitzfindigen Weiterdenken anregen liefs, ist eine Bemerkung vom 18. Oktober 1836, worin

[1]) Vgl. Tgb. I. 23 (4. VI. 36), S. 34 (19. X. 36), S. 86 (7. III. 38), S. 119 (23. XI. 38) und Br. I. 30 (29. XI. 36), S. 32 (18. XII. 36), S. 33 und 34 (19. XII. 36); vgl. Blätter für litt. Unterhaltung, II. Bd. S. 905: „Hebbel und Jean Paul“.

[2]) Br. I. 57.

[3]) Tgb. I. 34, 83, 102, 103, 135, 150, 151, 153, 154.

[4]) Tgb. I. 31/32.

[5]) Tgb. II. 16.

[6]) Sg. II. 197.

er den Unterschied zwischen einem Autor und einem Weinbauer feststellt.[1]) Diesen findet er darin, dafs der erstere schon dadurch berauscht wird, wenn „andere sich in seine Gedichte etc. berauschen", wogegen der Weinbauer „nüchtern bleibt, wenn andere seine Produkte trinken". Mit dem alle Fesseln sprengenden Feuergeist des Weines, so spinnt Hebbel diese Gedanken weiter, ist das Gedicht des vom Weine berauschten Dichters zu vergleichen, das wiederum den Hörer zur Begeisterung hinreifst. Dieser möge, so fügt er hinzu,

„nicht eher ernüchtern,
Bis er Reben gepflanzt, dafs sich schliefse der Kreis."

So entstand das Epigramm „Geschlossener Kreis."[2])

Äufserst anziehend ist es auch, zu verfolgen, aus welcher Gedankenreihe das Epigramm „Bilderpoesie"[3]) hervorging. Von einer Gegenüberstellung Friedrich Rückerts und Jean Pauls, mit der Hebbel am 19. Oktober 1836 sich beschäftigte, müssen wir ausgehen. Sie lautet[4]): „Bei Rückert ist Formlosigkeit. Wenn auch bei Jean Paul Formlosigkeit ist, so ist's ein Ozean, der über alle Grenzen hinausschwellt und die Unendlichkeit repräsentiert; geringere Geister aber sind wie ein Bach, der nur durch seine Ufer schön wird. (Nicht ganz in Bezug auf F. Rückert gesagt.)" Die schönen Ufer also schmücken, mit anderen Worten gesagt, den Bach, indem sie sich in seiner Flut spiegeln. Dieser Gedanke erfährt schon in dem Briefe an seinen Studienfreund Emil Rousseau vom 30. Dezember 1836[5]) eine bedeutungsvollere Fortbildung und Vertiefung. Hebbel will nämlich Rousseau von seiner übertriebenen Begeisterung für Rückert heilen und das Wesen der wahren und der falschen Lyrik erklären: „Leben ist Verharren im Angemessenen. Ein Teil des Lebens ist Ufer (Gott und Natur), ein anderer (Mensch und Menschheit) ist Strom. Wo und wie spiegeln sie sich, tränken und durchdringen sie sich gegenseitig? Dies scheint mir die grofse Frage von Anbeginn, die dem Dichter der Genius vorlegt."

[1]) Tgb. I. 33.
[2]) Sg. II. 128.
[3]) Sg. III. 413; vgl. auch R. M. Werner, Lyrik und Lyriker, S. 178.
[4]) Tgb. I. 34.
[5]) S. 41/42.

„Diese (Rückertschen) Gedichte", so lautet die Entscheidung Hebbels, „werden auf die deutsche Litteratur einen unheilvollen Einfluſs ausüben und vielleicht eine Lohensteinsche Periode zurückführen. Nichts ist gefährlicher als Mittelmäſsigkeit, die auf einiges trotzen kann". Am 19. Oktober erklärt der Dichter ausdrücklich,[1]) es sei gefährlich, in Bildern zu denken, aber es sei nicht immer zu vermeiden; denn oft seien Bild und Gedanke identisch, besonders in Bezug auf die höchsten Dinge. Ebenfalls eine sehr scharfe Abfertigung erfährt die Poesie Anastasius Grüns am 24. März 1838 mit den Worten[2]): „Die Poesie des Ausdrucks findet weit mehr Bewunderer als die Poesie der Idee. Dies erklärt mir die Erfolge, die z. B. Grün gefunden hat. Und doch ist sie nichts." Bei seinem zweiten Aufenthalt in Hamburg lernt nun Hebbel am 3. April 1839 Gutzkow kennen; sie sprechen unter anderem über Freiligrath und Grün. Der Dichter berichtet darüber[3]): „Er sagte mir, daſs er mit meinen Ansichten über Lyrik übereinstimme, daſs Freiligrath und Grün in seinen Augen gespreizte Talente seien" u. s. w. Nach diesem Gespräch erinnert sich wohl Hebbel seiner schon lange fest begründeten Ansicht über eine solche Art von Dichtern, und er schreibt noch an demselben Tage, frühere seiner Gedanken benützend, folgende Sätze ins Tagebuch[4]) nieder: „Die Poesie sei Bild, aber sie krame nicht mit Bildern! Man setzt einen Spiegel nicht aus Spiegeln zusammen." Hiermit stimmt das Epigramm „Bilderpoesie" vollkommen überein:

„Setzt ihr aus Spiegeln den Spiegel zusammen? Warum denn aus Bildern
Eure Gedichte? An sich ist ein Gedicht ja ein Bild!"

Unterm 14. Dezember 1836, in einem Briefe an Elise Lensing steht ein Gedanke,[5]) der im Epigramm „Warnung"[6]) dichterisch gestaltet wurde:

„Fürchte die schlechteste Fliege, sie kann den edelsten Wein dir
Doch verderben, sie fällt eben hinein und ersäuft!"

---

[1]) S. 72 und 78.
[2]) Tgb. I. 92.
[3]) S. 158.
[4]) S. 159.
[5]) Br. I. 31, Zeile 38—40.
[6]) Sg. II. 164.

Im Sinngedicht „Zwölf Jahre später“,[1]) das Hebbel den früher entstandenen, einen unbefriedigten Zustand scharf und spitz aussprechenden Epigrammen „An die Götter“[2]) und „Conditio sine qua non“[3]) im neuen Manuskript hinzufügt,[4]) findet ein Gedanke Verwendung, den er schon am 13. April 1837 festhielt[5]): „Wie ein Mensch mehr Glück, als er verdient, ertragen kann, begreif' ich nicht; dies mufs der armseligste aller Zustände sein.“ Da das Epigramm „Zwölf Jahre später“ im Jahre 1856 entstanden ist, so müssen die beiden andern erwähnten Gedichte zwölf Jahre früher, also im Jahre 1844 gedichtet worden sein. Mit dem Epigramm „An die Götter“ dürfte denn auch jene Tagebuchstelle[6]) vom 4. Juli 1844 eine gewisse Beziehung haben, wo Hebbel in einem Wechselgespräch die Plage, die allzu enge Stiefel bereiten, mit der Not vergleicht, die ihn bedrückt. So lange ihn die Stiefel drücken, werde er an Gott denken, meint sein Unterredner, worauf der Dichter entgegnet, dann werde er ja geradezu in die Frömmigkeit hineinschreiten.

Es möge auch gleich in diesem Zusammenhange der Gedankengang aufgedeckt werden, dessen Endergebnis das Epigramm „Conditio sine qua non“[7]) darstellt:

„Götter, ich fordre nicht viel, ich will die Muschel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ozean rollt.“

Am 16. September schreibt Hebbel in Paris[8]): „Was bin ich für ein Mensch! Die stille friedliche Muschel, in der ich die Brandung nur von ferne höre, ist mir zu eng und das Meer mit seinem gewaltigen Wogenschlag ist mir zu weit.“ An dieses Bild erinnert sich der Dichter, als er am 15. Dezember 1843 an Oehlenschläger schreibt.[9]) Er nennt da Paris ein

[1]) Sg. III. 438.
[2]) Sg. II. 198.
[3]) Sg. II. 169.
[4]) Vgl. Tgb. II. 440 (31. XII. 56).
[5]) Vgl. Tgb. I. 58.
[6]) Tgb. II. 103. Ähnliche Gedanken in Tgb. I. 207 (2. IV. 40), S. 254 (31. XII. 41), S. 255 (1. I. 42), S. 304 (23. I. 42).
[7]) Sg. II. 169.
[8]) Vgl. Br. I. 165.
[9]) Br. I. 244; vgl. Werners Nachlese zu Hebbels Briefen. An Charlotte Rousseau, Wien, 11. April 1846; ferner: Tgb. II. 2, Zeile 9 und 10.

grofses „Lebensmeer“, in das „eine frische lebenslustige Natur (und die mufs jeder wahre Dichter haben) mit Wonne hinab taucht“. Wichtig für die Entstehung des genannten Epigramms ist auch der Brief an Elise Lensing aus Rom vom 14. Oktober 1844, worin er Rom und Paris miteinander vergleicht.[1]) Paris erscheint ihm dabei wie ein Ozean, in dem man mitschwimmen kann, Rom dagegen als das Bett eines Ozeans, worin man untersuchen mufs, „wie andere vor Jahrtausenden geschwommen haben“. Bei der Gestaltung des bewufsten Epigramms jedoch taucht aus diesem Gewebe verwandter Gedanken im Geist des Dichters wieder jener Ausspruch vom 16. September 1843 auf, und Hebbel spricht nun unmittelbar den Wunsch aus, die Muschel bewohnen zu dürfen, „wenn sie der Ozean rollt.“

Am 13. April 1837 zeichnet er die Bemerkung[2]) auf, einem Manne wie Napoleon, dem nichts aufser der Selbstsucht bleibt, solle man keine Selbstsucht vorwerfen. Am 14. Juli 1837 rühmt[3]) er Napoleons Klugheit und stellt dazu die Dummheit seiner Widersacher in Gegensatz. Die Weiterführung dieses Gedankens[4]) finden wir unterm 2. Dezember 1840, wo es heifst: „Diejenigen, die sagen: Napoleon war klug genug, andere zu nutzen, könnten ebensogut sagen: Shakespeare wufste die vorhandenen Wörter der Sprache klug genug zu mischen, so dafs ein Macbeth entstand.“ Aus dieser Gedankenreihe ist dann das Epigramm „Napoleon“[5]) hervorgegangen:

„Nennt doch den Korsen nicht grofs! Er wufste den Menschen zu brauchen,
Wies jedwedem den Platz, der ihm eignete, an,
Knüpfte, was ringsum geschah, mit klugem Geiste zusammen,
Nutzte es listig und hieb endlich darein mit dem Schwert.
Freilich, was rühmt ihr Shakespeare! Er reihte Buchstab an Buchstab,
Setzte am richtigen Ort Komma, Kolon und Punkt;
Mischte das Alphabet, wie andre, nur etwas geschickter,
Bis ein Macbeth, ein Lear und ein Hamlet entstand.“

---

[1]) Br. I. 350.
[2]) Tgb. I. 58.
[3]) S. 72.
[4]) S. 231.
[5]) Sg. II. 124.

Im Epigramm „Heroen-Schicksal“ [1]) heifst es, dafs jedem Heros ein winziger Affe zur Seite stünde, „der den Kranz sich erschnappt, welchen jener verdient“. Angeregt wurde Hebbel zu diesem Distichon jedenfalls durch eine bittere Bemerkung aus dem an seine ehemalige Gönnerin Amalia Schoppe gerichteten Briefe [2]) vom 25. Mai 1837. Dort beklagt er, dafs „das Talent und das hermaphroditisch ekelhafte Zwitterding“, das „Affengenie“, „hie und da ein einzelnes Zweiglein mit einer dürftigen Frucht, einer vertrockneten Blüte“ erwischten, aber „höchstens einen — Hunger, niemals eine Seele“ stillten.

Schon am 14. Juli 1837 bekennt [3]) der Dichter, es sei für ihn eine grauenhafte Erfahrung, dafs das Kleinste wie das Gröfste und Höchste in der Menschennatur mit der Gewohnheit zusammenhängt. In innerer Beziehung zu diesem Einfall steht der Gedanke, den Hebbel am 17. November 1843 festhält [4]): Der Umstand, dafs der Mensch ein höheres Leben hoffe, deute nur darauf hin, „dafs wir dem Gegenwärtigen ewige Dauer und höchste Steigerung verleihen möchten.“ Diese beiden Gedanken scheinen bei der Gestaltung des Epigramms „Vergeblicher Wunsch“ [5]) zusammengewirkt zu haben:

„Eines find' ich abscheulich, dafs sich das Leben nicht steigert,
Dafs dem höchsten Moment ein geringerer folgt,
Einige sterben vor Freude, warum nicht alle? Du fändest
Keine schönere Glut, uns zu verjüngen, Natur!“

Zu wiederholten Malen hat Hebbel sich bemüht, den Unterschied zwischen Genie und Talent zu erfassen, eine Unterscheidung, die schon die Dichter der Sturm- und Drangzeit festzustellen suchten. War Hebbel in der Aphorisme vom 27. Juli 1837 vom Menschen, und zwar vom Talent oder Genie desselben ausgegangen [6]) und zu dem Schlusse gekommen, dafs man sich ein höchstes Kunstwerk nur in der Gestalt denken könne, wie es der Dichter geschaffen, gerade so, wie

---

[1]) Sg. II. 170.
[2]) Tgb. I. 64 Auszug; vgl. auch ebenda S. 38 unten und S. 110 oben.
[3]) S. 73.
[4]) Tgb. II. 26.
[5]) Sg. II. 184.
[6]) Tgb. I. 74.

man sich einen Baum, Berg oder Flufs nicht anders vorstellen könne, als ihn die Natur gebildet,[1]) so geht er am 1. August 1844 von der Natur aus.[2]) Bei ihrem sich stufenweise vollziehenden höchsten Prozefs der Verdichtung scheint es, so sagt er, als ob alle untergeordneten Bildungen auf nichts weiter als auf Läuterung des Elementes abzielten. So kommt sie „vom Stein zur Pflanze, von der Pflanze zum Tier, vom Tier zum Menschen; so im Menschen zum Genie". Zu diesen beiden Tagebuchstellen vergleiche man das Epigramm „Das Genie und die Talente",[3]) und man wird die kunstvolle Verschränkung der beiden Gedanken erkennen.

Verwandt hiermit ist auch eine ähnliche Gedankenkette, aus der die Epigramme „Genie und Talent"[4]) und „Das Genie und seine Nachahmer"[5]) krystallisiert wurden. So schreibt[6]) Hebbel am 5. Dezember 1836: Mit den Schülern grofser Männer ist es gerade so bestellt, wie mit Dingen, die vom Licht beschienen werden: „zum Dank dafür, dafs das Licht sie bescheint", werfen sie Schatten. Am 19. Oktober 1837 finden wir das Bild des Schattenwerfens auf Diebe „genialer Schätze" übertragen.[7]) Solch ein Dieb nehme nur ihren Schatten mit sich fort und verrate so sich selbst. Diese Tagebuchnotiz weist auf das Epigramm „Genie und Talent" hin. Am 27. Juli 1840 macht Hebbel gewissen Schriftstellern den Vorwurf,[8]) dafs sie sich nach ihrem eigenen Schatten messen. Dafs mancher Dichter in der That so thöricht handle, spricht er in einem vom 10. Dezember 1843 datierten Brief an seinen Verleger Campe über Heine aus.[9]) Er wirft diesem Dichter vor, dafs er sich mit Leuten verbunden habe, „die er selbst ins Leben" gerufen, und erklärt: „. . . durch die Verbrüderung mit seinem eigenen Schatten ward noch keiner stark." Mit

[1]) Vgl. das Epigramm „Platen" Vers 10—12, Sg. III. 409.
[2]) Tgb. II. 105; vgl. auch S. 294.
[3]) Sg. III. 388.
[4]) Sg. II. 158.
[5]) Sg. II. 194.
[6]) Tgb. I. 37.
[7]) Tgb. I. 78/79.
[8]) S. 221.
[9]) Tgb. II. 44.

diesem Satz stimmt das Epigramm „Das Genie und seine Nachahmer“ fast wörtlich überein:

„Mit dem eigenen Schatten, das Bündnis würd' ich verschmähen,
Keiner wurde noch stark durch den thörichten Bund.“

Mit der vom 24. August 1837 stammenden Notiz[1]): „Ich vergebe dir gern dein Schlimmes, wenn du nur nicht schlimm dadurch geworden bist,“ hat ein sehr spät auftauchender Gedanke grofse Ähnlichkeit, den Hebbel am 15. Oktober 1851 niederschrieb.[2]) Er lautet: „Der Jugend vergebe ich lieber tausend Sünden als gar keine.“ Das ebenfalls einen verwandten Gedanken verkörpernde Epigramm „Das Gelübde“ [3]) mufs jedoch vor oder in dem Jahre 1848 entstanden sein, weil es in der in diesem Jahre zusammengestellten Gedichtsammlung Aufnahme fand.

Auf das Epigramm „Tieck“[4]) weisen die Tagebuchstellen vom 5. Januar 1838[5]) und vom 3. April[6]) desselben Jahres hin, worin Hebbel über Tieck als Novellisten sich ausläfst. Ferner bringt die Aphorisme[7]) vom 28. September 1843 denselben Gedanken, der in den ersten vier Verszeilen des besagten Epigramms poetische Fassung gefunden hat:

„Teuer mufst du es büfsen, dafs einst zum Haupt der Romantik
Dich dein kritischer Freund unvorsichtig gekrönt;
Stimmungen werden dir nun als Konfessionen gerechnet,
Träume als ein System, Launen als Dogmen der Kunst.“

Am 3. April 1838[8]) stellt der Dichter eine ethische Betrachtung über Lüge und Wahrheit an: die Lüge koste nicht blofs eine Wahrheit, sondern die Wahrheit überhaupt. Am 13. September tritt uns dieser Gedanke schon in erweiterter Gestalt entgegen[9]): „Die Lüge ist viel teurer als die Wahrheit. Die kostet den ganzen Menschen.“

---

[1]) Tgb. I. 76.
[2]) Tgb. II. 355.
[3]) Sg. II. 151.
[4]) Sg. II. 146.
[5]) Tgb. I. 81.
[6]) S. 92; vgl. auch S. 121/2, ferner 144/5.
[7]) Tgb. II. 6; vgl. auch Br. II. 221. An Uechtritz (Gmünden 25. VIII. 55).
[8]) Tgb. I. 94.
[9]) S. 224.

In dieser Fassung haben wir den im Epigramm „Lüge und Wahrheit“[1]) verarbeiteten Gedanken:

„Was du teurer bezahlst, die Lüge oder die Wahrheit?
Jene kostet dein Ich, diese doch höchstens dein Glück!“

Heines Werke nennt Hebbel in einer Tagebuchnotiz vom 3. April 1838 „Das Erzeugnis der Ohnmacht und Lüge“. Sie ermangeln des inneren Abklärungsprozesses, und die werdende Welt, in die Heine den Fackelbrand seines Witzes hineinwirft, verflammt gestaltlos für nichts und wieder nichts.“ „Diese Verklärung“, so fährt er fort, „ist aber nur dann zu gestatten, wenn ein Phönix davon fliegt; an dem Phönix fehlt es jedoch bei Heine, es bleibt nichts übrig als Staub und Asche, womit ein müfsiger Wind sein Spiel treibt.“ Während seines Aufenthaltes in Italien, als Hebbel besonders wieder seine drückende Notlage empfindet, erinnert er sich augenscheinlich jenes Bildes und wendet es verallgemeinert auf das Menschenleben an. Dieses sei „ein Verbrennungsprozefs,“ so schreibt er am 21. Februar 1845 in sein Tagebuch[2]); „. . . ein trübes Dasein ist wie ein Scheiterhaufen, der angezündet wird, während es regnet!“ Ganz dieselben Gedanken spiegelt das Epigramm „Phönix“[3]) wieder.

Der Mensch besitze alle Talente, meditiert Hebbel[4]) am 3. April 1838. Nur die bedeutendsten soll er jedoch ausbilden. Darin sieht er den Grund, weshalb so viele hartnäckig ein für sie unerreichbares Ziel verfolgen, weil sie das Gefühl haben, „nicht ganz auf dem falschen Wege zu sein.“ Diese Bemerkung greift er am 29. August 1844 wieder auf[5]) und erklärt jene Hartnäckigkeit gewisser Talente: Es sei ihnen förmlich Notwendigkeit, zu gebären. Aber leider sei „keine Notwendigkeit vorhanden, dafs das von ihnen Geborene existiere“. Diesen Gedanken finden wir im Epigramm „Auf manchen“[6]) wieder:

„Freilich thut es dir not, zu schaffen, ich glaub' es, doch leider
Thut es der Welt nicht not, dafs sie besitzt, was du schaffst.“

[1]) Sg. III. 432.
[2]) Tgb. II. 142.
[3]) Sg II. 166.
[4]) Tgb. I. 99 und 100.
[5]) Tgb. II. 108.
[6]) Sg. III. 397; vgl. R. M. Werners Nachlese zu Fr. Hebbels Briefen, S. 212. An Gustav Kühne (Wien 28. I. 47).

Das Epigramm „Der Dilettant“[1]) wäre vielleicht mit dem Einfall in Beziehung zu setzen, den Hebbel am 11. Juni 1838 seinem Tagebuch einverleibt[2]): „Wer in der Kunst auch ohne vorzügliches Talent nur immer fortschreitet und nicht stille steht, wer sich mit Ernst dessen zu bemächtigen sucht, was erlernt werden kann, der wird schon hin und wieder etwas Annehmliches leisten. Denn das, was in der Kunst Handwerk ist, steht doch unendlich viel höher als jedes andre Handwerk.“

Beim Lesen von Varnhagens Buch „Rahel“ nimmt sich Hebbel vor, regelmäfsiger und ausführlicher Tagebuch zu führen. Das erklärt er[3]) am 22. November 1838 als den einzigen Ersatz für eine so reiche Korrespondenz, wie sie dieser Frau zu führen vergönnt gewesen ist.

Mit dem Epigramm „Das Vaterunser“[4]) ist die wunderbar tiefe und geistvolle Betrachtung[5]) vom 24. November 1838 zu vergleichen. Vom 27. November desselben Jahres stammt die Notiz[6]): „Alles kann man sich denken, Gott, den Tod, nur nicht das Nichts. Hier ist wenigstens für mich der einzige Wirbel.“ Ganz denselben Gedanken enthält das Epigramm „Der Wirbel des Seins“[7]):

„Denke dir einmal das Nichts! Du denkst es dir neben dem Etwas!
Aber, da denkst du's dir nicht! Hier ist der Wirbel des Seins!“

Dieses Gedicht dürfte wohl nach 1848 entstanden sein, da es nicht in Sammlung II, sondern erst in III sich vorfindet.

Denselben Gedankengehalt wie die folgende Notiz[8]) vom 2. Februar 1839 weist das Epigramm „Schiller in seinen ästhetischen Aufsätzen“[9]) auf:

„Unter den Richtern der Form bist du der Erste, der Einz'ge,
Der das Gesetz, das er giebt, schon im Geben erfüllt.“

Im Tagebuch hatte es geheifsen: „Schiller ist alles, was das

[1]) Sg. II. 194.
[2]) Tgb. I. 106; vgl. auch S. 166.
[3]) S. 115.
[4]) Sg. II. 162; vgl. sämtliche Werke, hrsg. von Werner, Bd. I, S. 458 die Bemerkung zum Nachspiel zur „Genoveva“, Vers 287 f.
[5]) Tgb. I. 120.
[6]) S. 125.
[7]) Sg. III. 374; vgl. sämtliche Werke, hrsg. von Werner, Bd. I, S. 430.
[8]) Tgb. I. 138; vgl. auch II. 79 (25. III. 44).
[9]) Sg. II. 191.

Individuum sein kann, was sich selbst giebt, ohne sich selbst zu erkennen, und in der Meinung, etwas Höheres zu geben."

Über Platens Gedichte äufsert[1]) sich Hebbel am 4. März 1839. Was er über die durch Eindrücke der Natur erzeugten Gefühlszustände sagt, welche die „verschlossensten Geheimnisse der Menschenbrust mit dem Leben und der Welt in fruchtbare, innige Verbindung" setzen, verlangt er im Epigramm „Platen"[2]) von den Werken der Kunst. Sie sollen wirken wie die Schöpfungen der Natur.

Während seines zweiten Hamburger Aufenthaltes (31. März 1839 bis 12. November 1842) schreibt er wieder in reicher Fülle seine Einfälle in aphoristischer und poetischer Form nieder, die überraschende Ausblicke in alle möglichen Gebiete eröffnen.

Am 19. Oktober 1839 setzt er den Unterschied zwischen dem mehr äufserlichen Wirken der Natur und der auf innere Entfaltung dringenden Kunst auseinander.[3]) Auf die Frage, „Was ist der Schlüssel zur Blume?" antwortet er: „Die Sonne am Himmel" und bringt diesen Gedanken später in epigrammatische Form: „Idee und Gestalt".[4])

„Blumen hätt' ich gemalt und Bäume und Kräuter, nichts weiter?
Lieber Tadler, nur so wird die Sonne gemalt."

Gleich nach der eben erwähnten Tagebucheintragung sucht Hebbel über Novalis' Dichtweise[5]) sich klar zu werden, der, weil die ganze Welt poetisch auf ihn wirkte, sie zum Gegenstande seiner Poesie habe machen wollen. Aus der vorangegangenen Notiz schwebt ihm noch das Bild von der Sonne vor, und aus dem Epigramm „Idee und Gestalt" klingt ihm noch der Pentameter im Gedächtnis. So ruft er dem Dichter, der die Welt zum Gegenstande seiner Poesie machen will, im Epigramm „Novalis"[6]) zu:

„Was die Sonne bestrahlt, das male, aber sie selber
Male nimmer, sie geht nicht hinein in ein Bild!"

---

[1]) Tgb. I. 155/6.

[2]) Sg. II, 136.

[3]) Tgb. I. 178; vgl. auch S. 148 Zeile 10—12.

[4]) Sg. II. 141; vgl. sämtliche Werke, hrsg. von Werner, Bd. I, S. 463 (Anmerkung zum „Diamant", Prolog, Vers 105 ff.)

[5]) Tgb. I. 178.

[6]) Sg. II. 195.

Hierzu stimmt auch die Aphorisme[1]) vom 29. August 1843: „Die Sonne kann nicht Gegenstand eines Gemäldes werden.“ Noch im späten Alter scheint Hebbel sich an diese Gedankenreihe zu erinnern,[2]) als er an Adolf Strodtmann im Frühjahr 1862 (?) schreibt: „Niemand denkt weniger daran, ins Bild hinein zu tragen, was nicht ins Bild gehört, als ich, aber das rechte Bild wird doch immer von irgend einer Seite die Welt reflektieren und einen Brennpunkt dafür abgeben.“ Die beiden vorher erwähnten Epigramme sind wahrscheinlich zu derselben Zeit neben einander entstanden.

Der Beachtung wert ist auch der Gedankengang, der schliefslich zum Epigramm „Situationenstücke“[3]) führt. Am 28. Oktober 1839 schreibt der Dichter[4]): „Es giebt ideenlose Dramen, in denen die Menschen spazieren gehen und unterwegs das Unglück antreffen.“ Im Epigramm klagt er: „Situationen und keine Menschen!“ Am 26. Februar 1842 lesen wir[5]): „Es giebt Leute, die, wenn die Welt in Flammen aufginge, nur ihr Haus bedauern würden, das mit verbrannte.“ In dem eben genannten Epigramme überträgt Hebbel diesen Gedanken auf die Dichter, die „Mitleid und Furcht für ein brennendes Haus“ fordern. Einen höheren Abschlufs erhalten die erwähnten Gedanken in der Bemerkung vom 23. Juni 1847, wo es heifst[6]): „Im Leben geraten die menschlichen Charaktere freilich oft genug in Situationen hinein, die ihnen nicht entsprechen; in der Kunst darf dies aber nicht vorkommen, im Drama wenigstens müssen die Verhältnisse aus der Natur der Menschen mit Notwendigkeit hervorgehen.“

Aus zwei Eintragungen[7]) vom 20. März 1840 ist ganz deutlich die Entstehung des Epigramms „Die Scham“[8]) abzuleiten: die im Tagebuch an zweiter Stelle stehende Sentenz

[1]) Tgb. II. 5.
[2]) Werner, Nachlese zu Hebbels Briefen, S. 216.
[3]) Sg. II. 171.
[4]) Tgb. I. 183.
[5]) S. 267.
[6]) Tgb. II. 266. (Brief an Palleske.)
[7]) Tgb. I. 205.
[8]) Sg. II. 138.

bildet jetzt die erste Verszeile des Epigramms. Sie lautet: „Scham ist die innere Grenze gegen die Sünde.“ Der im Tagebuch vorangehende Satz „Die Scham, die mancher Sünder empfindet, rechnet er sich für Tugend an“ wurde für die zweite Verszeile des Epigramms benützt. Nur faſst Hebbel hier den Gedanken allgemeiner:

„Scham bezeichnet im Menschen die innere Grenze der Sünde,
Wo er errötet, beginnt erst sein edleres Selbst.“

Aus dem Aphorismus vom 25. März 1841: „Der Zufall ist ein Rätsel, welches das Schicksal dem Menschen aufgiebt“,[1]) rundete sich das Epigramm „Zufall“:[2])

„Was der Zufall mir scheint? Ein Rätsel, welches das Schicksal
Aufgiebt: löse es, Mensch, und du bindest dein Glück!“

Bei der Beschäftigung mit Byrons Tagebüchern notiert Hebbel am 22. Juni 1841 folgenden Satz[3]): „Merkwürdig ist es, daſs der Lord, der immer schieſst, nie ein Duell hat.“ Ganz derselbe Gedanke tritt uns in dem von Emil Kuh aus dem Nachlaſs Hebbels veröffentlichten Epigramm „Byron, der Dichter“[4]) entgegen.

Auf das Aperçu[5]) vom 29. November 1841 ist das Epigramm „Die moderne Komödie“[6]) zurückzuführen:

„Wollt ihr wissen, warum uns die echte Komödie mangelt?
Weil die Tragödie sie bei den Modernen verschluckt!
Individuen sind als solche schon komisch, an sich schon,
Nur das reine Symbol weckt den Gegensatz rein!“

Die beiden ersten Verse dieses Gedichtes sind aus folgender Frage und Antwort abgeschliffen worden: „Warum aber haben wir Neuern keine Komödie im Sinne der Alten? — Weil sich unsere Tragödie schon soweit ins Individuelle zurückgezogen.“ Die zweite Hälfte der Antwort, „daſs dies letztere, welches eigentlicher Stoff der Komödie sein sollte, für sie nicht mehr da ist,“ hat dann verallgemeinert die beiden andern Verszeilen ergeben.

---

[1]) Tgb. I. S. 241.
[2]) Sg. II. 200.
[3]) Tgb. I. 244; vgl. auch Tgb. II. 152.
[4]) Sg. IV. (1867) Gesamtausgabe von E. Kuh, S. 247.
[5]) Tgb. I. 247.
[6]) Sg. II. 139.

Im Epigramm „Vergeblicher Wunsch“[1]) findet eine Eintragung[2]) vom 2. Februar 1842 poetischen Ausklang. Der Ekel am Leben werde durch die Wiederholung derselben Dinge, das Drehen im Kreise, hervorgerufen. Selbst der Tod schliefse den Weg zur Steigerung nicht auf. Epigrammatisch verdichtet, hat dieser Gedanke folgende Fassung erhalten:

„Eines find' ich abscheulich, dafs sich das Leben nicht steigert,
Dafs dem höchsten Moment ein geringerer folgt.
Einige sterben vor Freude, warum nicht alle? Du fändest
Keine schönere Glut, uns zu verjüngen, Natur!“

Am 10. Februar 1842 klagt Hebbel[3]), die Mühle seines Geistes beginne stille zu stehen, und am 13. Februar erklärt er,[4]) warum er jetzt so selten in das Tagebuch noch seine Einfälle eintrage: „Dies kommt nicht daher, weil ich keine mehr habe, sondern weil ich keine mehr aufschreiben mag.“ Doch schon am 3. April 1842 erfahren wir, dafs die für Hebbel entsetzliche Öde seines Geistes wieder überstanden ist[5]): „Es lichtet sich in meinem Innern.“ Damit beginnt auch wieder der frische Quell seines Geistes stark zu sprudeln, und wir finden schon am 4. desselben Monats neben den beiden gereimten Epigrammen „Homo“ und „Judas“[6]) ein Epigramm im elegischen Versmafse eingetragen, das ebenfalls auf den Heilandsverräter gemünzt ist:

„Ist dir der andre erst Sache, bald wirst du dir selber zur Sache,
Und um den edelsten Preis kaufst du das niedrigste Gut.“

Es ist hier deutlich das Streben Hebbels zu erkennen, sich in der schon in seiner Jugendzeit zuweilen angewendeten[7]) Form des Distichons zu üben.

Am 12. August 1842 schreibt er[8]): „Wenn alle Menschen Genies wären, das würde ich ganz natürlich finden; dafs sie

---

[1]) Sg. II. 184.
[2]) Tgb. I. 262/3.
[3]) Tgb. I. 263.
[4]) S. 265.
[5]) Tgb. I. 276.
[6]) S. 277; vgl. auch Hebbels sämtliche Werke, hrsg. von A. Stern, VII. Bd., S. 193—201: „Aus den Tagebüchern.“
[7]) Vgl. die Ausgabe der Jugendgedichte Hebbels von J. Krumm. Neue Auflage besorgt von Ad. Stern, VIII. S. 196/7. 8.
[8]) Tgb. I. 284; vgl. II. 338 (1. I. 51), Zeile 12—15.

aber sind, was sie sind, das finde ich wunderbar.“ Ganz genau dasselbe sehen wir ausgesprochen in den beiden ersten Verszeilen des Epigramms „Verwunderung und Auflösung“[1])

„Wären wir alle Genies, es würde mich gar nicht verwundern,
Aber ich staunte schon oft, dafs es so wenige sind.
Dennoch ist es natürlich; wie viel ist Klumpe am Menschen
Und wie wenig Gehirn! An der Menschheit nicht mehr!“

Die beiden letzten Verszeilen des Gedichtes weisen auf den Einfall[2]) vom 29. August 1843: „Wie wenig ist Gehirn am Menschen; sollte mehr Gehirn an der Menschheit sein? Das Meiste träges, dickes Fleisch.“

Zum Epigramm „Ein Wort sonder Gleichen“[3]) ist Hebbel durch ein wirkliches Erlebnis angeregt worden, worüber er am 3. September 1842 berichtet[4]): „Der junge Hamburger Dichter, Herr Ebeling, von Campe mir zugeschickt, der mir sagte, er fände seine Gedichte, wenn er sie wieder durchlese, allerdings gut, denn, wenn er sie nicht gut fände, so würde er sie ja besser gemacht haben.“ Das Epigramm lautet:

„Finden Sie selber sie gut? So frug ich in Hamburg den Jüngling,
Der mir den schwellenden Band seiner Gedichte gebracht.
Freilich, versetzt er mit Ruhe; denn fänd' ich sie anders, so hätt' ich
Sie ja besser gemacht! Ist es nicht einzig, dies Wort?“

Die Aussicht, sich durch persönliche Vorstellung vom Könige von Dänemark, Christian VIII., ein Reisestipendium zu erwirken, hatte Hebbel ermutigt, am 12. November 1842 nach Kopenhagen zu reisen, wo er sich bis zum 27. April 1843 aufhielt. Neben zwei gereimten Epigrammen,[5]) wovon namentlich das „Bei fallendem Schnee“ überschriebene einen höchst beachtenswerten Werdegang aufweist,[6]) konnte ich im Tagebuch nur eine Aphorisme finden, woraus später das Distichenepigramm „Der schlimmste Egoist“[7]) poetisch

---

[1]) Sg. II. 142.
[2]) Tgb. II. 5; vgl. auch II. 382.
[3]) Sg. II. 159.
[4]) Tgb. I. 288/9.
[5]) Tgb. I. S. 300, Spruch (5. I. 43).
[6]) Vgl. R. M. Werners „Lyrik und Lyriker“, S. 50 ff. 5. „Ein klassisches Beispiel.“
[7]) Sg. II. 184.

gestaltet wurde. Es ist dies ein Einfall[1]) vom 16. Januar 1843. Während seines Aufenthaltes in Kopenhagen mufs der Dichter wohl auch jene Eindrücke empfangen haben, die das Epigramm „Bei der Beisetzung des Herzogs von Augustenburg in Kopenhagen“[2]) wiedergiebt.

Nach seiner Rückkehr aus der dänischen Hauptstadt verblieb Hebbel bis zum 11. September 1843 in Hamburg. Fast wörtlich übernimmt den Einfall[3]) vom 22. Juni 1843 das Epigramm „Frommer Spruch“.[4])

„Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer,
Ruht man vom Leben selbst endlich im Tode sich aus.“

Dieses Distichon schlug Hebbel später mit einer kleinen Abänderung als Grabschrift für seine ehemalige Gönnerin Amalia Schoppe vor.[5]) Das Epigramm „Nur weiter“[6]) hat seine Wurzel in dem Gedanken[7]) vom 9. August 1843: „Das Prinzip des zuviel Regierens braucht nur bis zur letzten Konsequenz durchgeführt zu werden, dann hebt es sich von selbst wieder auf.“ Hebbel verarbeitete diesen Gedanken in die letzte Verszeile des Epigramms und bildete die vorausgehenden drei Verse aus folgenden Sätzen: „So wie man bisher jedem Dorf und in demselben wieder jeder Korporation einen Vormund gesetzt hat, so wird man zuletzt jedem einzelnen Menschen einen setzen müssen, und da man die Vormünder doch eben nur aus der menschlichen Gesellschaft selbst hernehmen kann, so wird dann jeder Mensch wieder sein eigener Vormund sein.“ So entstand das Epigramm:

„Vormund setzt ihr nach Vormund, ihr Fürsten, wer sollt' es nicht loben?
Geht nur weiter, ihr seid noch nicht völlig am Ziel.
Setzt, wie jeglichem Dorf, so jeglichem Menschen den seinen,
Dann wird wieder, wie einst, jeder sein eigener sein!“

Am 19. August 1843 finden wir wieder einmal ein gereimtes Epigramm „Der Bescheidene“ im Tagebuch eingetragen.[8])

[1]) Tgb. I. 301/2.
[2]) Sg. II. 192.
[3]) Tgb. I. 322.
[4]) Sg. II. 163.
[5]) Tgb. II. 454 (29. XI. 58).
[6]) Sg. II. 174; vgl. Werners Ausgabe, Bd. I, S. 479.
[7]) Tgb. I. 325.
[8]) Tgb. II. 3; vgl. Sterns Ausgabe, Bd. VIII, S. 197, 1.

Sehr wichtig für den Entstehungsprozefs der Epigramme ist Hebbels Äufserung über das Wesen und die Beschaffenheit seiner Tagebücher, die er unterm gleichen Datum niederschreibt[1]): „Im allgemeinen haben meine Tagebücher freilich sehr geringen Wert: Zustände und Dinge kommen kaum darin vor, nur Gedankengänge, und auch diese nur, soweit sie unreif sind. Es ist, als ob eine Schlange ihre Häute sammeln wollte, statt sie den Elementen zurückzugeben. Aber man sieht doch einigermafsen, wie man war, und das ist sehr notwendig, wenn man erfahren will, wie man ist. Das ganze Leben ist ein verunglückter Versuch des Individuums, Form zu erlangen; man springt beständig von der einen in die andere hinein und findet jede zu eng oder zu weit, bis man des Experimentierens müde wird und sich von der letzten ersticken oder auseinander reifsen läfst. Ein Tagebuch zeichnet den Weg. Also fortgefahren!“

In Paris, wo Hebbel vom 13. September 1843 bis zum 26. September 1844 weilt, werden neben zahlreichen Aphorismen, deren gröfster Teil uns in epigrammatischer Abrundung in der zweiten Gedichtsammlung entgegentritt, die gereimten Epigramme immer zahlreicher,[2]) besonders im Jahre 1844.

In der Weltstadt besichtigt der Dichter die berühmtesten Bauwerke. Die Kirche „Notre Dame de Paris“[3]) erscheint ihm, so schreibt er am 3. Oktober 1843 an Elise,[4]) als „ein wahrhaft mittelalterliches Gebäude, schwarz, finster, schnörkelhaft, das ungefähr wie eine Krähe aussieht, die sich verspätet hat und die mit blinden Augen in den rings umher aufgeblühten Mai hineinstiert.“ Ganz dasselbe Bild erhielt im Epigramm gleichen Namens metrische Fassung:

„Mittelalterlich, ja! Wie eine verspätete Krähe
Nimmt die Kirche sich aus in dem blanken Paris.
Regen und Schnee sind verschwunden, und Frühling ist es geworden,
Blind nun stiert sie hinein in den blühenden Mai!“

---

[1]) Tgb. II. 1.

[2]) Tgb. II. 55, Gnome (23. XII. 43); S. 66. Gnome und Spruch (15. I. 44); S. 68 Epigramme (20. I. 44); S. 80, 81, 82 2 Epigramme (25. und 31. III. 44); S. 104 „Menschenbedenken“ (1. VIII. 44).

[3]) Sg. II. 148.

[4]) Tgb. II. 6 und Br. I. 174 (3. X. 43).

Aus den Eintragungen[1]) gleichen Datums über das Pantheon bildete sich das Epigramm „Ein Napoleonscher Senator im Pariser Pantheon“.[2]) Am 6. November 1843 notiert[3]) Hebbel: „Was hilft es dir, dafs deine Uhr richtig geht und die Stadtuhr geht verkehrt? Umsonst wirst du dich auf die Sonne berufen, wenn du zu früh oder zu spät kommst.“ Dieser Einfall liegt dem Epigramm „Der Praktiker spricht“[4]) zu Grunde:

„Willst du menschlich mit Menschen in Städten der Menschen verkehren,
Stelle die Uhr nach dem Turm, nicht nach der Sonne, mein Freund!“

Am 11. November 1843 schreibt Hebbel[5]): „Wie fest hält der Baum eine unreife Frucht und der Geist ein unreifes Gebilde! Wie lösen sich beide, wenn sie gereift sind, von selbst ab!“ Vereinfacht erscheint dieser Gedanke[6]) am 20. September 1847: „Noch hält der Zweig seine Äpfel fest, der Wind gewinnt sie ihm nicht ab, und du kannst sie nicht erreichen. Lafs sie nur wachsen und reifen, dann beugen sie ihn und fallen dir von selbst vor die Füfse.“ Das Epigramm „An die Erde“[7]) enthält denselben Gedanken:

„Gönne dem Baum die Freude, gen Himmel zu wachsen, o Erde,
Was er an Früchten erzeugt, wirft er dir doch in den Schofs!“

Mit einer Tagebuchstelle[8]) vom 24. November 1843 ist das Epigramm „Antwort“[9]) in Beziehung zu setzen:

„Hätte der Rüstige nicht so viel gedichtet, er hätte
Höhere Flüge gethan, hätte die Sterne erreicht!
Wäre die Wiese nicht leider in Butterblumen zerflossen,
Eine Aloe wär' ihrem Schofse entsprofst!
Giebst du das letzte nicht zu, so mufs ich das erste bestreiten,
Nie zerfliefst ein Krystall, aber ein Tropfe zerrinnt!“

Dem ersten Distichon entspricht der Satz: „Wenn dieser Schriftsteller nur nicht so viel geschrieben hätte, er hätte gewifs was Besseres gemacht! So spricht der gebildete

[1]) Tgb. II. 7, Zeile 1—10; S. 37, Zeile 12—14; vgl. hierzu Br. I. 175 (3. X. 43).
[2]) Sg. II. 171.
[3]) Tgb. II. 15.
[4]) Sg. III. 444.
[5]) Tgb. II. 23.
[6]) S. 283.
[7]) Sg. II. 179.
[8]) Tgb. II. 17.
[9]) Sg. II. 160.

Jan Hagel und erklärt sich Uhlands Vortrefflichkeit aus seinem einen Band und Friedrich Rückerts Jämmerlichkeit aus seinen 30 Bänden.“ Noch wörtlicher enthält das zweite Distichon des Epigramms den Schlufssatz: „Jawohl, wenn jener Acker seine Gänse- und Butterblumen nur nicht herausliefse, es entstünde sicher eine Aloe!“

Fast wörtlich stimmt das Epigramm „Niederländische Schule“[1]) mit der Notiz[2]) vom 1. Dezember 1843 überein, ebenso das Epigramm „Kriegsrecht“[3]) mit dem Einfall[4]) vom 20. Dezember 1843.

Unter gleichem Datum lesen wir: „Nebucad Nezar frafs Gras. Symbolisch zu verstehen: er war ein Liebhaber von Salat und wurde deshalb für verrückt ausgeschrieen. So müssen grofse Geister, die zum Heile der Menschheit neue Entdeckungen machen, es büfsen!“ Am 10. Juli 1847 hat Hebbel diesen Gedanken schon etwas abgeändert und ihm eine mehr persönliche Beziehung gegeben[5]): „Seltsame Manier, mit einem lebendigen Menschen umzugehen! Also nur darum ein Nebucad Nezar der Litteratur, um mit der Zeit auf allen Vieren zu kriechen und Gras zu fressen?“ Am 6. September 1850 lesen wir[6]): „Wenn man Montags grüne Blätter zu sich nimmt, Dienstags Essig und Mittwochs Öl: kann man dann Donnerstag sagen, man habe Salat gegessen?“ Aus dieser Gedankenkette ist offenbar folgendes von Werner aus dem Hebbelschen Nachlafs mitgeteilte Epigramm entstanden[7]):

„Montags verzehrt er die Blätter, und Dienstags trinkt er den Essig,
Mittwochs geniefst er das Öl; sagt mir nun: afs er Salat?“

Am 24. Dezember 1843 bezweifelt Hebbel, dafs man als Zeitgenosse Napoleons ihn richtig gewürdigt haben würde. Der Selbsterhaltungsdrang ist es, der immer die kleinere Erscheinung antreibt, der gröfseren gegenüber sich zur Wehre zu setzen: „Der Apfel, der Blut werden und so im Menschen

[1]) Sg. II. 143.
[2]) Tgb. II. 39, Zeile 23—26.
[3]) Sg. III. 414.
[4]) Tgb. II. 53.
[5]) Tgb. II. 272.
[6]) S. 330.
[7]) Vgl. Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 332.

zu Ehren gelangen soll, trotzt noch zwischen den Zähnen.“ In erweitertem Sinne bringt diesen Erfahrungssatz das Epigramm „Transsubstantiation“[1]:

„Zwischen den Zähnen noch wehrt sich der Apfel gegen den Menschen,
Aber so wehrt sich der Mensch gleichfalls gegen die Welt!“

Im Epigramm „Verschiedener Kasus“[2] liegt die Verarbeitung eines Einfalles[3] vom 3. Januar 1844 vor. Unter demselben Datum steht auch wieder ein Versuch Hebbels in Distichenform, den er in seine zweite Gedichtsammlung mit einer kleinen Abänderung der zweiten Verszeile und der Überschrift „Der Gröfste“[4] aufnahm. Die Notiz[5] vom 23. Januar 1844 stimmt zu dem im „Anhang zu den Epigrammen“ befindlichen Gedicht „Poetische Licenzen“.[6] Am 26. Januar 1844 berichtet Hebbel seiner Hamburger Freundin über seinen Aufenthalt in dem „schönen, herrlichen“ Paris,[7] wobei ihm sein Geist fast täglich „etwas Neues, bald ein Gedicht, bald eine reiche Ideenader, bald einen wichtigen Brief oder etwas Ähnliches“ bringe. Am 31. desselben Monats hält er den lieben Deutschen ihre Thorheit vor,[8] dafs sie an Leuten, die sie bei ihren Lebzeiten nicht als die ihrigen betrachteten, immer etwas verloren zu haben glauben, sobald sie gestorben sind. Dafs die Deutschen namentlich ihren Dichtern gegenüber so handeln, spricht das Epigramm: „Nach der Lektüre eines deutschen Dichter-Nekrologs“[9] aus:

„Unglückseliges Volk, das deutsche, mit seinen Talenten,
Dafs es an keinem besitzt, aber an jedem verliert.“

Im Epigramm „Das revolutionäre Fieber“[10] findet die Eintragung[11] vom 31. Januar 1844 Verwendung: „Die Revolution

[1]) Sg. II. 158.
[2]) Sg. II. 156; vgl. Werners Nachlese zu Hebbels Briefen, Bd. I, S. 290/1. An E. Palleske (23.—26. V. 50).
[3]) Tgb. II. 77.
[4]) Sg. II. 195.
[5]) Tgb. II. 70/1.
[6]) Sg. II. 210.
[7]) Br. I. 205.
[8]) Tgb. II. 73.
[9]) Sg. III. 412.
[10]) Sg. II. 145.
[11]) Tgb. II. 77.

ist eine Krankheit des Volks, aber eine solche, an der Könige sterben."

Am 8. Februar 1844 schreibt Hebbel ins Tagebuch[1]): „Die Zeit steht darum nicht still, weil man die Uhr anhält, es wird Abend, obgleich der Zeiger noch immer auf Mittag zeigt. Wenn doch die Menschen dies bedächten!" Mit diesem Satz, dem er am 21. Februar 1845 auch gereimte Form[2]) giebt, stimmt das Epigramm „Die Zensur"[3]) überein:

„Haltet die Uhr nur an und denkt, nun wird es nicht Abend!
Stand die Zeit schon still, weil ihr Weiser es that?"

Mit dem Epigramm „Auf einen Menschenfeind"[4]) vergleiche man den Gedanken[5]) vom 11. März 1844.

Im Anschluſs an eine Aussprache[6]) über die zwei verschiedenen Arten der Offenbarung, über Denken und Darstellen, sagt Hebbel am 12. August 1838: „Darum sind im Lauf der Zeit alle philosophischen Systeme abgethan worden, aber kein einziges Kunstwerk." Auf diese Erörterung hat im Epigramm „Philosophie und Kunst"[7]) der Satz Bezug: „Ein System verschlingt das andre." Der Schluſsgedanke des Epigramms „Doch neben dem Shakespeare, jung und frisch, wie der Mai, wandelt noch immer Homer" wurde jedenfalls aus dem Einfalle[8]) vom 18. März 1844 übernommen: „—Homer—Ilias. Es ist unstreitig das unvergänglichste Gedicht, unvergänglicher wie Shakespeare und alles."

Am 2. April 1844 berichtet Hebbel an Elise, daſs er sich mit dem Dichten von Distichen beschäftigt habe[9]): „Bei alledem ist das Gedicht gut, und ich darf's nicht vernichten; aber 32 Distichen, die ich gestern in Luxemburg auf eine schöne Engländerin machte, sind besser."

---

[1]) Tgb. II. 77.
[2]) Tgb. II. 140.
[3]) Sg. II. 145.
[4]) Sg. III. 429.
[5]) Tgb. II. 78.
[6]) Tgb. I. 110.
[7]) Sg. III. 395.
[8]) Tgb. II. 79.
[9]) Br. I. 217.

Das Epigramm „Nach dem ersten Abend bei Frankoni in Paris“[1]) enthält zunächst den von der Notiz[2]) vom 13. April desselben Jahres festgehaltenen Gedanken: „Das Leben im Menschen ist wie Proteus in den Armen des Odysseus.“ Ferner erweitert es die Eintragung vom 28. April.

Über den Begriff der Allegorie hat Hebbel oft tief nachgedacht und geschrieben. Schon am 1. Juli 1836 lesen wir[3]): „Eine poetische Idee läfst sich gar nicht allegorisch ausdrücken; Allegorie ist die Ebbe des Verstandes und der Produktionskraft zugleich.“ Am 26. April 1840 erscheint der Gedanke kürzer gefafst[4]): „Allegorie entsteht, wenn der Verstand sich vorlügt, er habe Phantasie.“ Am 17. Mai 1844 endlich heifst es: „Die Allegorie verhält sich zum wahren poetischen Lebensbilde, wie eine Landkarte zu einer Landschaft.“ In dieser Wendung tritt uns denn auch der Gedanke im Epigramm „Allegorie und Symbol“[5]) entgegen:

„Wie zur Landschaft die Karte, der tote Aufrifs zum Bilde,
Steht die Allegorie zu dem beseelten Symbol.“

Das Epigramm „Gottes Rätsel“[6]) wurde durch die Notiz[7]) vom 13. Juni 1844 angeregt: „Kinder sind Charaden, den die Eltern aufgegeben werden.“

Eingehende Beachtung verdient auch der Gedankenbau, dessen poetischen Schlufsstein das Epigramm „Originalität“[8]) darstellt. Am 25. Juni 1844 sagt Hebbel,[9]) die Natur scheine sich in allen Möglichkeiten erschöpfen und alles erschaffen zu müssen. „Es mag ein reizendes Spiel für sie sein, vielleicht am pikantesten, wenn sie das hervorruft, was ihre ewigen Zwecke stört oder doch durchkreuzt; denn für sie bleibt jede trotzende Erscheinung ja nur ein Kind, dem der Vater Waffen

---

[1]) Sg. II. 187.
[2]) Tgb. II. 85, Zeile 8—13.
[3]) Tgb. I. 24.
[4]) S. 213.
[5]) Sg. II. 196; vgl. Werners Nachlese zu Hebbels Briefen, S. 204. An L. Gurlitt (Wien, 26. XI. 46).
[6]) Sg. III. 384.
[7]) Tgb. II. 96.
[8]) Sg. II. 201.
[9]) Tgb. II. 99.

zum Zeitvertreib gegeben hat und das ihn damit bedroht.“ Diesen Gedanken enthalten mit etwas anderen Wendungen die beiden ersten Verszeilen des genannten Epigramms. Den beiden anderen scheint ein Ausspruch[1]) vom 12. April 1846 zu Grunde zu liegen: „Es giebt kranke, mifsgeschaffene Gedanken, die ihrer Verwandtschaft mit dem Wahnsinn ihre ganze Originalität verdanken.“

Zum Epigramm „Das gröfste Hindernis“[2]) pafst der Satz[3]) vom 4. Juli 1844: „Man soll über die Brücke gehen und baut sich ein Haus darauf.“

Die Eintragung[4]) vom 1. August 1844 — „Er ist kein Vogel, aber ein Tausendfufs! Jedes sogenannte Talent“ — ergiebt das Epigramm „An —“[5]):

„Vogel glaubst du zu sein, ich mufs es leider bestreiten,
Aber ein Tausendfufs bist du, ich räume es ein.“

Ein anmutiges Naturerlebnis, das Hebbel seiner Freundin in einem Briefe vom 7. August 1844 auschaulich schilderte,[6]) verdichtete er später zum Epigramm „Schwalbe und Fliege“.[7]) Eine Stelle desselben Briefes weist auf das Distichon „Ein Garten“[8]) hin. Das Epigramm „Ethischer Imperativ“[9]) giebt den Einfall[10]) vom 29. desselben Monats wieder: „Man sollte seine Fehler immer für individuelle und seine Tugenden für allgemeine halten, man macht es leider aber immer umgekehrt.“ — Das Epigramm „Jetziger Standpunkt der Geschichte“[11]) ist auf die Aphorisme[12]) vom 14. September desselben Jahres zurückzuführen: „Die bisherige Geschichte hat nur die Idee des ewigen Rechts selbst erobert; die kommende wird sie anzuwenden haben.“

[1]) Tgb. II. 159; vgl. auch I. 79, Zeile 3—6.
[2]) Sg. II. 191.
[3]) Tgb. II. 103.
[4]) S. 106.
[5]) Sg. II. 172.
[6]) Br. I. 236, Zeile 39.
[7]) Sg. III. 349.
[8]) Br. I. 239; Sg. II. 164.
[9]) Sg. III. 429.
[10]) Tgb. II. 108.
[11]) Sg. II. 180.
[12]) Tgb. II. 109.

Am 26. September 1844 hatte Hebbel Paris, die „schöne, herrliche Stadt“ verlassen, über die er vor seinem Abschied schrieb,[1]) sie werde immer der Mittelpunkt aller seiner Wünsche bleiben, und der er den Segenswunsch widmete, sie möge „länger als alle Städte der Welt zusammengenommen“ blühen. Diese Ansicht hat er in der That nie geändert, denn noch bei seinem späteren Aufenthalt in Paris schreibt er am 25. Juni 1862 an seine Frau Christine über die französische Hauptstadt[2]): „Es ist und bleibt die angenehmste Stadt der Welt.“ Am 3. Oktober 1844 war er in der ewigen Roma angelangt, die schon sehr früh[3]) das Ziel seiner Wandersehnsucht gebildet hatte. Doch vergeblich hatte er gehofft, dafs die poetische Schaffenskraft ihn wieder überkommen werde.[4]) Schon am 10. Oktober hatte er diese dumpfe seelische Stimmung durch Abschrift des aus Goethes „Römischen Elegien“ stammenden Distichons[5]) zu erkennen gegeben:

„Ja, es ist alles belebt[6]) in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir schweiget noch alles so still.“

Am 15. September 1852 schrieb Hebbel an F. A. Brockhaus über diesen Zustand bezeichnend[7]): „Es dauerte einige Zeit, bis mir das alte Rom aus dem modernen entgegentrat, die ewige Stadt aus dem Schneckengehäuse, worin sie jetzt steckt; dann aber war der Eindruck um so gewaltiger, je mehr er ein rein objektiver, nicht durch künstliche Erhitzung hervorgerufener war.“

Ebenfalls unterm 10. Oktober 1844 steht ein Gedanke,[8]) der aus den letzten beiden Verszeilen des Epigramms „Colosseum und Rotunda“[9]) widerklingt. Aus Briefstellen vom 14. Oktober 1844 lassen sich die drei Epigramme „Das

---

[1]) Tgb. II. 110.
[2]) Werners Nachlese, Bd. II, S. 241.
[3]) Tgb. I. 26 (18. VII. 36), Zeile 18—26 und S. 53 (1837), Zeile 32.
[4]) Br. I. 353 (14. bez. 16. X. 44) an E. L. und Tgb. II. 115 (31. XII. 44).
[5]) Tgb. II. 111.
[6]) Bei Goethe steht „beseelt“.
[7]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 418.
[8]) Tgb. II. 110; vgl. auch Br. I. 351 (16. X. 44) und Br. II. 213.
[9]) Sg. II. 123.

römische Pantheon“,[1]) „Laokoon“[2]) und „Scirocco in Rom“[3]) ableiten. Das letztere erwähnt Hebbel am 7. Juli 1845 in einem Briefe[4]): „Das bloſse Dasein wird Arbeit! sage ich in einem meiner Epigramme, und nichts kann wahrer sein.“

Ein gröſserer dichterischer Wurf, wie etwa das längst geplante Drama „Moloch“, will ihm nicht gelingen. Doch sein reger Geist, auf den Lebenszustände und Ereignisse mannigfachster Art nachhaltigen Eindruck machen, und der durch sie und durch auserlesene Lektüre zur Ergründung tiefer Probleme angeregt wird, kann nicht rasten. Zur Aussprache hierüber erscheint ihm immer mehr die Form des Epigramms, des gereimten und vor allem des im elegischen Versmaſse, geeignet, und er strebt darnach, sich dieser Gattung ganz zu bemächtigen. So berichtet er am 29. Mai 1845 zum erstenmal in einem Briefe[5]) an Elise, daſs er viele Epigramme gedichtet habe: „Nun kannst du freilich fragen, was mir Italien verspricht. Ich kann nichts darauf antworten, als daſs ich, wenn mich nicht alle Zeichen trügen, mich hier selbst noch einmal wiederfinden und etwas arbeiten werde. Habe ich doch, seit ich dir zuletzt schrieb, über hundert Gedichte gemacht.“ Dieser hier gemeinte „letzte“ Brief trug die Daten „8. März und 8. April“. Also wären die erwähnten „hundert Gedichte“ in der Zeit vom 10. März bis 29. Mai entstanden. Und zur näheren Bezeichnung dieser „hundert Gedichte“ fügt Hebbel hinzu[6]): „Du wirst erstaunt gewesen sein, oben von hundert Gedichten zu lesen, da die Gedichte ja sonst nicht so zahlreich wie Heuschrecken bei mir anzukommen pflegen. Es sind Gedankengedichte, bis auf wenige: zehn Sonette (zum Teil sehr gelungen), einige Lieder und neunzig Epigramme; aber Epigramme in einem höheren Sinn, in welchen ich meine tiefsten Anschauungen über Kunst, Sprache, Poesie u. s. w. niedergelegt habe, und zuweilen sehr groſs, dreiſsig bis fünfzig Verse. Sie werden Aufsehen erregen, denn sie sind

[1]) Sg. II. 182; vgl. hierzu Br. I. 351.
[2]) Sg. II. 127; vgl. hierzu Br. I. 351.
[3]) Sg. II. 131; vgl. hierzu Br. I. 373.
[4]) Br. I. 373.
[5]) Br. I. 373.
[6]) S. 368/9.

durchgehend polemisch, aber nicht polemisch wie Zeitungsartikel, sondern wie das Feuer. Natürlich sind auch Schilderungen italienischer Volks- und Lebensmomente darunter, sowie Darstellungen problematischer Seelenzustände, die sich nicht lyrisch, sondern nur epigrammatisch aussprechen lassen. Ich habe mich einer neuen Form bemächtigt, die ich sehr bequem finde, das Verschiedenartigste zu fassen."

Vom 10. Oktober 1844 an finden wir aufser der bereits erwähnten Notiz über das Kolosseum und aufser einer Briefstelle[1]) vom 31. Januar 1845, die auf das Epigramm „Auf eine Biene in der Villa Medici"[2]) zu weisen scheint, bis zum 1. Februar 1845 keine Aphorismen, die sich als Keime zu Epigrammen erweisen könnten. Noch immer hält die dumpfe Öde im Geiste des Dichters an, wie wir aus einer Frage[3]) vom 18. Oktober 1844 bereits entnehmen konnten: „Warum steht noch nichts über Rom in diesem Tagebuch? Weil etwas ganz Besonderes darin stehen sollte!" Endlich am 11. Januar 1845 berichtet der Dichter freudig, dafs sich sein Befinden gebessert habe, und dafs das poetische Schaffensvermögen wieder in seinem Innern sich rege.[4]) Wie schon bemerkt, erst am 1. Februar desselben Jahres tritt uns ein Einfall[5]) entgegen, den wir mit einem Epigramm, nämlich „Der Greis",[6]) in Zusammenhang bringen können. Die bereits erwähnte Notiz[7]) vom 1. Februar über das Genie und das Talent enthält einen ähnlichen Gedanken wie das Epigramm gleichen Namens.[8]) Vom 6. Februar 1845 stammt die Notiz,[9]) die im Epigramm „Zu hoher Preis"[10]) poetische Gestaltung fand, ebenso der im Epigramm „An den Menschen"[11]) verkörperte Gedanke[12]): „Ach, meine Augen

[1]) Br. I. 356.
[2]) Sg. II. 129.
[3]) Tgb. II. 111.
[4]) S. 118.
[5]) S. 122, Zeile 10—11.
[6]) Sg. II. 150.
[7]) Tgb. II. 125, Zeile 28 ff.
[8]) Sg. II. 158.
[9]) Br. I. 359.
[10]) Sg. II. 162.
[11]) Sg. III. 380.
[12]) Br. I. 366.

sind so schrecklich scharf, ich schaue durch die Erde hindurch, und ich sehe die Toten, wie sie verwesen, nun sehe ich die Blumen, die sie bedecken, nicht mehr.“ Das Endglied einer langen Gedankenkette ist das Epigramm „Kriterium der Bildung“.[1]) Der erste Keim desselben[2]) tritt schon am 13. April 1837 ans Tageslicht: „Gewifs ist es ein guter und insbesondere mir für Erlangung weiterer Bildung anzuratender Weg, von irgend einem Punkt in irgend einer Wissenschaft auszugehen und sich dabei über alles, was aus anderen Wissenschaften dahin einschlägt, nebenbei zu belehren.“ Am 10. Dezember 1841 spricht sich Hebbel über das Menschenleben aus[3]): „Was ist Leben? Du stehst im Kreis, bist durch den Kreis beschlossen; wie könnte der Kreis wieder, sei er als Bild oder Begriff, in dir sein? das Ganze vom Teil umfafst werden, in ihm aufgehen?“ In Verse gebracht, tritt uns dieser Gedanke in den beiden ersten Zeilen des bewufsten Epigramms entgegen:

„Mancher ist ehrlich genug, mit Ernst und Eifer zu forschen,
Was er ist in dem Kreis, den die Natur ihm bestimmt.“

Am 1. Mai 1843 begründet[4]) Hebbel seine Behauptung, Neues könne „im wissenschaftlichen Kreise durchaus nicht geliefert werden.“ Erst der Ausspruch[5]) vom 16. Februar 1845 kommt dem Grundgedanken des genannten Epigramms nahe: „Bildung hat nur der erlangt, der sein Verhältnis zum Ganzen und zu jedem der unendlichen Kreise, aus dem es besteht, abzumessen weifs, und daraus ergiebt sich unmittelbar die richtige Würdigung unseres individuellen Leistens und zugleich auch aller und jeder Belohnungen, die das Geschlecht, das aus lauter solchen Punkten, wie wir selbst sind, zusammengesetzt ist, gewähren kann.“

Rom, dessen antiquarische Seite weniger Reiz für Hebbel hatte, erschien ihm, wie er sich am 20. Februar 1845 äufsert,[6]) wie ein Grab der Vergangenheit, „in dem wir wie Würmer herumkriechen, um uns einen Mafsstab für unsere Kleinheit

[1]) Sg. II. 182.
[2]) Tgb. I. 60.
[3]) S. 248.
[4]) S. 318.
[5]) Tgb. II. 126.
[6]) Tgb. I. 26.

daraus hervorzuscharren.“ Begeistert spricht er von dem Blau des italienischen Himmels. So heifst es denn auch im Epigramm „Rom“[1]:

„Rom, schon bist du Ruine und wirst noch weniger werden,
Aber dein Himmel verbürgt mir die ewige Stadt . . .“

Ebenfalls unterm 20. Februar 1845 steht ein dem Epigramm „Philosophenschicksal“[2] zu Grunde liegender Einfall.[3] An Aphorismen, gereimten Epigrammen[4] und Distichen besonders reich ist der 21. Februar desselben Jahres. So weist ein Gedanke[5] auf das Epigramm „Tiberius' Antwort“[6] hin, ein anderer[7] auf das Epigramm „An das Glück“.[8] Ferner finden wir daselbst eine Aphorisme[9] und eine teilweise Ausführung[10] derselben, die das von R. M. Werner mitgeteilte Epigramm[11] vom 21. August 1845 „Der schönste Tod und der schlimmste“ hervorrief. Es folgen tiefe Bemerkungen über die deutsche Sprache,[12] worüber Hebbel wiederholt[13] sich äufsert: Gedanken, die zum Teil mit ins Epigramm „Unsere Sprache“[14] verflochten sind. Ebenfalls der 21. Februar 1845 zeitigt den im Epigramm „Shakespeare“[15] verarbeiteten Einfall.[16] Und zwar bildet dieser die erste Verszeile jenes Epigramms. Die drei andern Verse dürften

---

[1]) Sg. II. 168; zu diesem Epigramm vgl. auch Br. I. 373 (7. VII. 45).

[2]) Sg. II. 144.

[3]) Tgb. II. 129, Zeile 28—31; vgl. auch Br. I. 265 (27. II. 45).

[4]) Tgb. II. 139 3 Epigramme; S. 140 2 Sprüche; S. 141 5 Sprüche; S. 142 Spruch; S. 143 2 Sprüche; S. 145 Spruch.

[5]) Tgb. II. 137, Zeile 4.

[6]) Sg. III. 426.

[7]) Tgb. II. 137, Zeile 5—7.

[8]) Sg. III. 377; vgl. hierzu Tgb. I. 29, Zeile 15/16 (2. XI. 36) und Tgb. I. 228, Zeile 1—2 (23. X. 40).

[9]) Tgb. II. 138, Zeile 1—2.

[10]) Ebenda, Zeile 18—21.

[11]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 330.

[12]) Tgb. II. 138.

[13]) Tgb. I. 119—120 (23. XI. 38); S. 224; S. 225 (13. XI. 40); Tgb. II. 143 (21. II. 45) und II. 175 (4. IX. 46).

[14]) Sg. II. 176—78.

[15]) Sg. II. 151.

[16]) Tgb. II. 140.

auf einen ähnlichen Gedanken[1]) vom 1. Juli 1836 zurückgehen. Ebenfalls unter demselben Datum weist das Tagebuch wieder einmal ein Epigramm in Distichenform[2]) auf, das erst in der Sammlung von 1857 unter dem Titel „Fatale Konsequenz“[3]) mit mehreren Abänderungen Aufnahme fand. Es schliefsen sich an zwei weitere Epigramme im elegischen Versmafse,[4]) wovon das erste unter dem Titel „Der Allerdeutscheste“[5]) der Sammlung von 1848 mit zwei Abänderungen, das andere „Auf dem Kapitol“[6]) mit Änderung der zweiten Verszeile einverleibt wurde. Gleichfalls auf Aphorismen vom 21. Februar 1845 sind noch die beiden Epigramme „Die Techniker in der bildenden Kunst“[7]) und „Das Feuer“[8]) zurückzuführen.

Am 30. März 1845 schreibt Hebbel an seine ihn zur Heirat drängende Hamburger Freundin,[9]) der Dichter müsse eine behagliche Existenz haben, ehe er arbeiten könne; „andere arbeiten, um diese Existenz zu erlangen.“ Mit Umstellung der beiden Sätze verwendet er den Einfall im Epigramm „Situation des Dichters“.[10]) Der im Epigramm „Natur des Einfalls“[11]) verdichtete Gedanke fand schon einmal in einem gereimten Sinngedicht[12]) vom 30. März poetischen Ausdruck. Auf die Epigramme „Die Kuppelbeleuchtung in Rom“[13]) und „Italien“[14]) deuten Stellen aus dem Briefe an Elise desselben Datums. — Das Epigramm „Goethes Belobungen“[15]) klingt an die Tagebucheintragung vom

[1]) Tgb. I. 25.
[2]) Tgb. II. 140 unten.
[3]) Sg. III. 444.
[4]) Tgb. II. 141.
[5]) Sg. II. 201.
[6]) Sg. II. 130.
[7]) Sg. II. 160; vgl. hierzu: Tgb. II. 142 und 279.
[8]) Sg. III. 443; vgl. hierzu: Tgb. II. 143.
[9]) Br. I. 366; vgl. auch Tgb. II. 146.
[10]) Sg. II. 198.
[11]) Sg. II. 172.
[12]) Tgb. II. 146; vgl. auch Tgb. I. 23 (4. VI. 36).
[13]) Sg. II. 135; vgl. auch Br. I. 363.
[14]) Sg. II. 133; vgl. auch Br. I. 364.
[15]) Sg. II. 186.

20. April 1845 an[1]): „Was heifst loben? Einem andern sein Dasein bestätigen. Welche Anmafsung!“ Das Epigramm „Ariost“[2]) spiegelt folgenden Einfall[3]) vom gleichen Datum wider: „In so reizender Form hat wohl noch nie jemand die Abgeschmacktheit des Weltwesens dargestellt wie Ariost.“ Ebenfalls mit Aphorismen gleichen Datums haben Beziehung die Epigramme „Modernes Privilegium der Wissenschaft“[4]) und „Die Komödie“.[5]) — In Rom werden gewifs auch noch folgende Epigramme entstanden sein, über die wir aus den Tagebüchern und aus dem Briefwechsel nichts erfahren, „La chiesa sotterranea dei Capucini a Roma“,[6]) „Via Appia“,[7]) „Der Epheu am Grabe der Caecilia Metella“,[8]) „Monolog eines römischen Modelljägers“,[9]) „Der wahre Papst“,[10]) „Ahnenstolz der Völker“,[11]) „Unterschied“.[12])

Am 16. Juni 1845 reiste Hebbel von Rom nach Neapel. Auf der Rast in Albano erlebte er jene ergötzliche Situation, die uns das Epigramm „In Albano“[13]) veranschaulicht. Noch am 5. Juni 1851 erinnerte er sich genau an jenen heiteren Vorfall. Ihm ergehe es oft, so schrieb er an diesem Tage dem Berliner Dramaturgen Heinrich Theodor Rötscher,[14]) ähnlich wie „jenem Esel in Italien, der sich mit aus dem Halse hängender Zunge drei Schritte vom Brunnen in der glühenden Mittagshitze unerquickt niederlegen wollte“. Auch er bedürfe „in Dingen, die nicht Kopf und Kragen angehen“, des Anspornes seiner Freunde, „einen Entschlufs zu fassen.“

[1]) Tgb. II. 148.
[2]) Sg. II. 141.
[3]) Tgb. II. 149.
[4]) Sg. II. 194; vgl. Tgb. II. 149.
[5]) Sg. II. 157; vgl. Sämtliche Werke, hrsg. von Werner, Bd. I, S. 445 f. Anmerkung zum „Diamant“.
[6]) Sg. II. 125.
[7]) Sg. II. 130.
[8]) Ebenda.
[9]) Sg. II. 140.
[10]) Sg. II. 180.
[11]) Sg. II. 138.
[12]) Sg. II. 148.
[13]) Sg. II. 165; vgl. hierzu Br. I. 373 (7. VII. 45).
[14]) Werners Nachlese, Bd. I. 338.

In jener „Bestie“ habe er sein eigenes Portrait erblickt und ihr deshalb in seinen Epigrammen ein Denkmal gesetzt.

Am Morgen des zweiten Reisetages kam der Dichter zu den Pontinischen Sümpfen und war erstaunt,[1]) kräftigen „Boden, von Gras und Kräutern strotzend“, aber „keine Spur von Sumpf“ zu finden. Fast ebenso beschreibt er jene Gegend im Epigramm „Die Pontinischen Sümpfe“[2]):

„Lachen erwartete ich, was fand ich? Strotzende Wiesen,
Selten wuchernden Schilf, kaum die Spuren von Sumpf.“

Im Tagebuch heifst es dann: „ . . am Wege eine dichte Allee, mit mächtigen Bäumen bepflanzt, die für das Mark des Erdreichs bürgen.“ In epigrammatischer Fassung nimmt sich diese Schilderung, wie folgt, aus:

„Aber kräftige Bäume, das Mark des Erdreichs bezeugend,
Korn auch, freilich nur da, wo man welches gesä't!“

Auf die letzte Verszeile deutet die folgende Tagebuchbemerkung hin: „Diese Sümpfe wären in zehn Jahren durch den Fleifs der Menschenhand in eine Kornkammer zu verwandeln.“

Sein Weg führte den Dichter weiter in die Campagna Felice, wo nach seinen Worten[3]) der Segen „wie ein Goldregen von unten herauf“ aus dem Boden hervorquillt und „Öl, Wein, Korn, alles, was der Mensch bedarf, in unendlicher Menge“ darbietet. Beim Dichten des Epigramms „Weizenfeld in der Campagna Felice“[4]) erinnerte er sich offenbar nur an den Kornreichtum jenes Landstriches. Am 19. Juni 1845 langte Hebbel in Neapel an. Einen bei seiner Ankunft empfangenen Eindruck, über den er am 7. Juli 1845 an Elise berichtet,[5]) gestaltete er zum Epigramm „Als ich von Rom nach Neapel kam“.[6])

Eine Notiz[7]) vom 3. Juli 1845 steht vielleicht in Zusammenhang mit dem Epigramm „Vor Raphaels Galatea“.[8])

---

[1]) Br. I. 374 (Neapel).
[2]) Sg. II. 165.
[3]) Br. I. 374 (Neapel).
[4]) Sg. II. 173.
[5]) Br. I. 374/5.
[6]) Sg. II. 169
[7]) Tgb. II. 150.
[8]) Sg. II. 127.

Sie lautet: „Ob Raphael wohl je etwas Häfsliches gesehen hat?“ An diese Frage knüpft Hebbel eine Betrachtung über Shakespeares Stücke. Im bewufsten Epigramm sind Raphael und „der Dichter, welcher die Julia schuf,“ in Beziehung zu einander gebracht.

Aus Briefen an Felix Bamberg[1]) und an den Maler Louis Gurlitt[2]) vom 10. Juli 1845 erfahren wir, dafs Hebbel während der letzten heifsen Monate, wo er „zu nichts Dramatischem“ kommen konnte, neben rein lyrischen Gedichten vor allem Epigramme (100 an der Zahl), „natürlich im antiken Sinne des Worts,“ schrieb. Es ist ihm dabei, so bemerkt er humorvoll, wie einem Kaufmann ergangen, der, „wenn der grofse Gewinn ausbleibt“, den kleineren nicht verschmäht: „Man mufs Muscheln aufheben, wenn keine Perlen zu finden sind.“ Vielleicht gar in der „Villa reale a Napoli“ selbst ist das Epigramm gleichen Namens[3]) entstanden, in der er nach einem Briefe[4]) an seine Hamburger Freundin vom 25. Juli 1845 köstliche Abende verlebte. In demselben Schreiben erwähnt er auch seine Epigramme, von denen er hofft, dafs sie ihre Wirkung auf die Leserwelt nicht verfehlen würden. Nachdem er am 4. August desselben Jahres wieder einen Reimspruch in sein Tagebuch[5]) geschrieben, berichtet er[6]) am 29. September von einem Besuche der „Studien“ in Neapel, wobei er offenbar die Anregung zum Epigramm „Die Alexanderschlacht in Neapel“[7]) empfing. Unterm 30. September 1845 finden wir einen Gedanken über Pompeji,[8]) der in dem jedenfalls nach 1848 entstandenen Epigramm „Auf einen Schmetterling, der mich in der Gräberstrafse zu Pompeji umflog“[9]) widerklingt. Unterm gleichen Datum steht auch ein Reimspruch[8]) im Tagebuche. In Neapel sind

[1]) Br. I. 257.
[2]) Vgl. Werners Nachlese, S. 181.
[3]) Sg. II. 126.
[4]) Br. I. 380.
[5]) Tgb. II. 155.
[6]) Ebenda.
[7]) Sg. II. 197.
[8]) Tgb. II. 156.
[9]) Sg. III. 369; vgl. auch Werners „Lyrik und Lyriker“, S. 177, 8.

wohl noch aufserdem entstanden: „Neapolitanisches Bild“[1]) und „Die sicilianische Seiltänzerin“.[2]) Auf einen Ausflug nach Sicilien mufste Hebbel zu seinem Leidwesen wegen des immer empfindlicher werdenden Geldmangels verzichten. Vielleicht gaben jene beiden im zuletzt genannten Epigramm erwähnten sicilianischen Seiltänzerinnen gerade um die Zeit Vorstellungen in Neapel, als Hebbel dort weilte.

Am 8. Oktober 1845 hatte sein viermonatlicher Aufenthalt in Neapel sein Ende erreicht, über den er am 18. desselben Monats an Felix Bamberg begeistert schrieb[3]): „Diese Zeit gehört zu der glücklichsten meines Lebens. Es kam so manches zusammen, was sich in Neapel nicht immer trifft. Ich kann nicht darüber schreiben, um so weniger, als ich den schönsten der gehabten vielen schönen Momente in meinen neueren Gedichten schon Denkmäler gesetzt habe“. In Rom langte der Dichter am 13. Oktober 1845 an und blieb daselbst bis zum 29. dieses Monats.

Die bisher erwähnten Epigramme dürften also zu jenen gehören, über die er am 10. Januar 1849 sich äufsert,[4]) sie seien „fast alle ohne Ausnahme in Rom und Neapel“ entstanden. Dies „fast alle ohne Ausnahme“ schränkte jedoch Hebbel selbst am 25. September 1847 ein, wo er sagt: „Die Gedichte, denen ich einen Zuschufs nachsandte, müssen die Presse in diesen Tagen verlassen oder sie schon verlassen haben.“ Unter diesen Gedichten befanden sich also, wie wir auch bereits aus den Gedankengängen der Tagebücher teilweise nachgewiesen haben, auch mehrere Epigramme, die erst in Wien entstanden sind, wo der Dichter am 4. November 1845 eintraf, und wo seine ganze drückende Lebenslage mit einem Male durch seine Verheiratung mit der Hofschauspielerin Christine Enghaus eine günstige Wendung erfuhr. Die schöne Kaiserstadt an der blauen Donau blieb denn auch, wenn man von einigen Reisen absieht, sein Wohnsitz bis zu seinem Lebensende. Die liebgewordene Form des Epigramms

[1]) Sg. II. 161; vgl. Tgb. I. 234 (2. II. 41).
[2]) Sg. II. 190.
[3]) Br. I. 261.
[4]) Tgb. II. 312.

pflegte er neben andern poetischen Gattungen auch unter den neuen Lebensverhältnissen weiter fort.

So finden wir im Jahre 1846 vier Epigramme im elegischen Versmafs[1]) ins Tagebuch eingetragen, die Hebbel nicht seinen Gedichtsammlungen einverleibte. Auch drei spruchartig gereimte Gedichte weist das Tagebuch dieses Jahres auf.[2]) Aufserdem glaube ich zu folgenden Epigrammen die aphoristischen Keime gefunden zu haben: „Christine auf dem Ball",[3]) „Ein Ausspruch S. E—s",[4]) „Die Summe des Lebens",[5]) „Währt ein Gewitter . . .",[6]) „Der Ungar und seine Ansprüche",[7]) „Selbstkritik meiner Dramen",[8]) „Unsterbliche und Unbegrabene",[9]) „Der Schlaf",[10]) „Unter mein Bild von Rahl",[11]) „Männer und Ordensbänder".[12]) Ferner weist R. M. Werner in seinem Aufsatz „Aus Hebbels Nachlafs"[13]) folgendes Epigramm „der ersten Zeit des Wiener Aufenthaltes" (vielleicht März 1846) zu:

„Menschen ertrinken im Meer. Soll einer ruhig drin atmen,
Mufs es Neptunus sein oder ein Fisch und ein Frosch."

Am 1. Januar 1847 nimmt Hebbel sich vor,[14]) einmal ganz regelmäfsig Tagebuch zu führen, „blofs, um zu sehen, ob etwas dabei herauskommt, und was." Am 22. Januar 1847

---

[1]) Tgb. II. 158 unten (ohne näheres Datum, Anfang 1846); S. 159 (ebenfalls ohne genaueres Datum, Anfang 1846). Zu diesem Epigramm vgl. Zukunft, Jahrgang VII, No. 44, S. 194 die Bemerkung Werners in seiner Skizze „Neues von Hebbel". Vgl. ferner Tgb. II. 160 (26. V. 46); S. 166 (30. VI. 46).

[2]) Tgb. II. 160, 2 Sprüche (26. V. 46); S. 184 dieselbe Gnome wie im Tgb. I. 83. (5. I. 38) mit Abänderung.

[3]) Tgb. II. 159 (ohne genaueres Datum, Anfang 1846); Sg. III. 451.

[4]) S. 160 (26. V. 46); Sg. IV. 258.

[5]) S. 160 (26. V. 46); vgl. auch Werners „Lyrik und Lyriker" S. 442; Sg. III. 386.

[6]) Tgb. II. 166 (30. VI. 46); Sg. IV. 246 No. 1.

[7]) Tgb. II. 166 (30. VI. 46); Sg. II. 170; Sg. III. 427.

[8]) Tgb. II. 166 (30. VI. 46); Sg. III. 434.

[9]) Tgb. II. 174, 5 (4. IX. 46); Sg. III. 403.

[10]) Tgb. II. 184 (3. X. 46); Sg. III. 376.

[11]) Tgb. II. 184 (3. X. 46); Sg. III. 450.

[12]) Tgb. II. 186 (12. X. 46); Sg. II. 202.

[13]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 329.

[14]) Tgb. II. 204.

tritt uns der erste Keim[1]) zu Hebbels Epos „Mutter und Kind“ entgegen. Während der Bearbeitung dieses Stoffes mag vielleicht auch das Epigramm „Des Lebens Höchstes“,[2]) worin die Mutterliebe gleichfalls verherrlicht wird, entstanden sein. In einem Briefe vom 28. desselben Monats an Gustav Kühne in Leipzig bedauert[3]) der Dichter „mit künstlerischem Schmerz“, dafs in seinem Band neuerer Gedichte „die geringeren, die Epigramme“, in denen er „neben einiger Poesie das Specielle“ seiner „Lebens- und Weltanschauung mit möglichster Ausschliefsung blasenhafter Einfälle des Moments nieder zu legen suchte“, die übrigen Poesien des Bandes „an Wirkung bei weitem übertreffen werden“.

Eine an demselben Tage eingetragene Bemerkung liegt dem Epigramm „Auf manchen“ zu Grunde.[4]) Auf Notizen vom 10. März 1847 sind die Epigramme „Das Urgeheimnis“[5]) und „Das griechische Feuer“[6]) zurückzuführen. Nach Vorverhandlungen vom 29. März[7]) und 3. April 1847[8]) schlofs Hebbel am 30. Juli mit dem Leipziger Verleger Weber einen Vertrag über eine Gesamtausgabe seiner Werke ab.[9]) Am 13. April schrieb der Dichter ein gereimtes Sinngedicht ins Tagebuch.[10]) Folgende drei Epigramme müssen noch bis zum Abschlufs der zweiten Gedichtsammlung entstanden sein, in der sie auch Platz fanden: „Dem Teufel sein Recht im Drama“,[11]) „Seltsamer Irrtum“,[12]) „An die Erde“.[13])

---

[1]) Tgb. II. 219.

[2]) Sg. III. 377.

[3]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 210.

[4]) Werners Nachlese zu Hebbels Briefen Bd. I, S. 212; Sg. III. 397.

[5]) Sg. III. 458; vgl. Tgb. II. 244.

[6]) Sg III. 460; vgl. Tgb. II. 247.

[7]) Tgb. II. 526.

[8]) Ebenda S. 257.

[9]) Ebenda S. 265.

[10]) S. 259.

[11]) Tgb. II. 261 (20. V. 47); Sg. II. 156.

[12]) Tgb. II. 265 (20. VII. 47); vgl. auch Tgb. II. 397, Zeile 3 (15. VII. 54) ähnlicher Gedanke; Sg. II. 185. Unterm 30. VII. 47 steht auch ein gereimtes Epigramm im Tgb. II. 265; S. 278 2 Gnomen vom 28. VIII. 47.

[13]) Tgb. II. 283 (20. IX. 47); Sg. II. 179.

Als Kommentar zum Epigramm „Goethe“ [1]) erscheint folgende Bemerkung [2]) aus dem an F. Bamberg am 27. Mai 1847 gerichteten Schreiben: „Mir gewährt ein Lessingscher Aufsatz, eine Schillersche oder Humboldtsche Abhandlung jetzt einen höheren Genufs als ein Sophokleisches oder Shakespearisches Drama, obgleich ich recht wohl weifs, dafs sie nicht viel gegen ein solches bedeuten. Als ich diese Erfahrung zuerst machte, hat sie mich, wie eine Abnormität, geängstigt, ich fand aber bald den Schlüssel dazu. Aufsätze und Abhandlungen dieser Art kann ich meiner Natur nach nun und nimmer hervorbringen, wenn die mir verliehenen einzelnen Kräfte auch ins Unendliche potenziert würden; wohl aber, vorausgesetzt natürlich, dafs das letztere geschehe, vollendete Dramen, denen meine unvollendeten wenigstens vorarbeiten. Darum nötigen jene mir mehr Erstaunen ab wie diese, und ich habe in nachstehendem Epigramm auf Goethe:

„Was ich selber vermag, das darf ich an andern verachten;
Darum schelt' ich dich nicht, dafs du geschwiegen zu Kleist!“

meine innerste Überzeugung ausgesprochen“.

Auf Aphorismen vom Jahre 1847 gehen noch folgende Epigramme zurück: „Richtschnur“,[3]) „Grün“,[4]) „Der Kritiker als Demiurg“,[5]) „Devise für Kunst und Leben“,[6]) „Auf den Tod“,[7]) „Mein Lorbeer“,[8]) „Lorbeer und Perücke“,[9]) „Den Verstand in Ehren“.[10]) R. M. Werner bringt eine Briefstelle[11]) an Emil Palleske

[1]) Sg. II. 168.

[2]) Br. I. 292.

[3]) Sg. III. 404; vgl. Tgb. II. 259 (19. VIII. 47).

[4]) Sg. IV. 245; vgl. Tgb. II. 265 (16. VI. 47).

[5]) Sg. III. 416; vgl. Tgb. II. 284 (26. IX. 47).

[6]) Sg. III. 431; vgl. Tgb. II. 284 (26. IX. 47); ferner Werners Nachlese, Bd. I, 258, Brief an E. Janinsky vom 14. VIII. 48. Hier wird oben gemeintes Epigramm direkt als „Neues Epigramm von mir“ bezeichnet; vgl. ferner ebenda S. 160, Brief an Christine Hebbel (12. X. 61 Magdeburg).

[7]) Sg. III. 372; vgl. Tgb. II. 286 (10. X. 47).

[8]) Sg. III. 434; vgl. Tgb. II, 287 (27. X. 47).

[9]) Sg. IV. 244; vgl. Tgb. II. 287 (27. X. 47); ferner Br. I. 55 (11. I. 59) an Franz von Dingelstedt.

[10]) Sg. III. 439; vgl. Tgb. II. 287 (27. X. 47).

[11]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 228.

vom 11. September 1847 mit dem Epigramm „Einem Ursprünglichen“ in Verbindung.

Am 31. Dezember 1847 hält Hebbel Rückschau auf das verflossene Jahr[1]: „Herausgegeben: der Diamant, ein Trauerspiel in Sicilien in der Novellenzeitung, ein Band neuer Gedichte. Erstere beiden Werke wurden höchst mifsfällig aufgenommen, aber nur, weil keiner sich Mühe gab, sie verstehen zu wollen; den Gedichten steht ein besseres Schicksal bevor, wenn der Schein nicht täuscht.“ Doch bald erfuhr das erste Epigrammenbuch[2]) Hebbels, das in der That von falsch gebildeten Pentametern (in der zweiten Hälfte des Pentameters setzt er nämlich oft statt des Daktylus den Spondeus oder Trochäus) wimmelte, einen Angriff von zuständiger Seite. Es war Arnold Ruge, der den Dichter brieflich in aller Ruhe und mit sachlicher Überlegung auf jene Verstöfse gegen die Metrik hinwies. In der hierüber berichtenden Tagebuchstelle[3]) vom 8. Januar 1848 tritt wiederum ein garstiger Charakterzug Hebbels hervor, auf den wir bei einer andern Gelegenheit noch einmal werden hinweisen müssen. Mit mafsloser Überhebung nannte er Ruge, mit dem er nun ein weiteres Verhältnis für unmöglich hielt, einen „anmafslichen Pedanten, dem es entgeht, dafs die metrischen Abweichungen von der strikten Vofs-Platenschen Observanz in meinen Distichen nicht blofs in dem Beispiel Schillers und Goethes eine Stütze finden,[4]) sondern nur aus der völligen Unmöglichkeit, im Deutschen einen vollkommenen, einen zugleich regelrechten und dabei wohlklingenden Hexameter zustande zu bringen,[5]) hervorgehen[6]) . . . Lehre: verbinde dich nie mit einem Menschen, dem das Mittel ist, was dir Zweck ist!“ Diesem Ärger verdankt das

---

[1]) Tgb. II. 290.

[2]) Neue Gedichte von Fr. Hebbel, Leipzig, J. J. Weber 1848, S. 123—203.

[3]) Tgb. II. 292 (8. I. 48).

[4]) Das ist auch nicht ganz gerechtfertigt, denn die späteren Distichen Schillers und Goethes sind in Bezug auf die metrische Form fast durchweg einwandfrei.

[5]) Man vergleiche die Hexameter seines Epos „Mutter und Kind“.

[6]) Der Tadel trifft vor allem, wie bemerkt, die fehlerhaft gebauten Pentameter.

Epigramm „Führer durchs Leben“[1]) seine Entstehung. — Bald jedoch hatte bei Hebbel Einsicht Platz gegriffen, und so schrieb er bereits am 27. Januar 1848 an Emil Palleske[2]): „Für das Freundliche, das Sie mir über meine Gedichte sagen mochten, danke ich Ihnen von Herzen. Wenn Sie meine Hexameter und Pentameter inkorrekt finden, so haben Sie recht. Doch leitete mich auch hierbei ein Prinzip. Ich halte nämlich gute Hexameter und Pentameter in unsrer Sprache für unmöglich, kenne auch keine solchen und schätze die nachlässigen Schiller-Goetheschen höher als die Voſs-Platenschen, weil letztere Ansprüche rege machen, die sie nachher, wenigstens nach meinem Gefühl, doch nicht erfüllen, was erstere nicht thun. Freilich thäte man noch besser, sich dieses Verses ganz zu enthalten, aber es geschieht nun einmal nicht.“ Wohl mit Beziehung auf den erwähnten Vorfall schrieb Hebbel am 12. Mai 1851 an Amalia Schoppe[3]): „Der Dichter, der selbst im Centrum seiner Schöpfung steht, erfährt erst durch fremde Urteile, wie viele Standpunkte von der Peripherie aus möglich sind, und das gereicht ihm sowohl zum Genuſs als zur Belehrung.“ So verschloſs sich denn der Dichter in der Folgezeit viel weniger gegen eine wohlgemeinte Kritik. Er antwortete z. B. auf einen vom 10. Januar 1855 datierten[4]) Brief Friedrich von Uechtritz, in dem dieser die Beseitigung derselben schon von Ruge getadelten metrischen Fehler fordert, folgendermaſsen[5]): „Für Ihre Bemerkungen zu diesen beiden Bänden bin ich Ihnen aufrichtig dankbar, wären es nur mehr gewesen! Die metrischen unterschreibe ich unbedingt, an meine Pentameter mag ich gar nicht denken, sie sind in meinem Handexemplar aber schon alle verbessert, und die Epigramme werden sich, wie ich hoffe, in der neuen Gestalt nicht ganz übel ausnehmen, wenn die später entstandenen, welche die Zahl 100 schon überschreiten, hinzukommen.“ In der That hat auch Hebbel die Feile eifrig gehandhabt, und man kann gegen

[1]) Sg. III. 377.
[2]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 247.
[3]) Tgb. II. 344.
[4]) Br. II. 213.
[5]) Br. II. 215/6.

die Epigramme der „Gesamtausgabe“[1]) nach dieser formalen Seite hin kaum einen Tadel mehr erheben.

Auf Tagebucheintragungen vom Jahre 1848 weisen folgende Epigramme hin: „Die Krankheit“,[2]) „Das Prinzip der Naturnachahmung“,[3]) „Im Grofsen wie im Kleinen“,[4]) ferner einige von Kuh aus dem Nachlafs herausgegebene Epigramme.[5]) Werner bringt Briefstellen vom Jahre 1858 mit folgenden Epigrammen in Beziehung: „Die Erde und der Mensch“,[6]) „Auch einmal dem Wicht eine Antwort“,[7]) „Meine Dramen“.[8]) Gereimte Epigramme sind drei entstanden.[9])

Am 10. Januar 1849 zeichnet Hebbel die Geburtstage seiner neueren Gedichte auf und die schon erwähnte Bemerkung,[10]) dafs die Epigramme fast alle ohne Ausnahme in Rom oder Neapel entstanden seien. Unterm 10. Januar sind auch zwei gereimte Sprüche niedergeschrieben.[11]) Vom 10. Februar stammt ein gereimtes Epigramm[12]) und der zu dem Epigramm „Zufall“[13]) abgerundete Gedanke, vom 7. März der Keim zum Epigramm „Die Regel“.[14]) Am 24. Juli schreibt Hebbel an Gustav Kühne[15]): „Hiebei erhalten Sie einige Epigramme, politische und unpolitische, auf Abschlag; sie sind erst erstanden.“

---

[1]) Gedichte von Fr. Hebbel, Gesamtausgabe, stark vermehrt und verbessert. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1857.

[2]) Sg. III. 460; vgl. Tgb. II. 294 (18. I. 48); vgl. auch S. 172.

[3]) Sg. III. 398; vgl. Tgb. II. 301 (20. V. 48).

[4]) Sg. III. 454; vgl. Tgb. II. 306 (27. IX. 48).

[5]) Sg. IV. 253; vgl. Tgb. II. 307 (14. XI. 48); S. 319 (19. V. 49); S. 461 (1. IV. 59).

[6]) Werners Nachlese, Bd. I, S. 260.

[7]) Ebenda 263.

[8]) Ebenda.

[9]) Tgb. II. 298 Spruch (28. III. 48); S. 305 Spruch (7. und 8. IX. 48); S. 307 Spruch (14. XI. 48).

[10]) Tgb. II. 311/12.

[11]) Tgb. II. 310 2 Sprüche (10. I. 49).

[12]) Tgb. II. 316.

[13]) Sg. IV. 256; vgl. Tgb. II. 315.

[14]) Sg. III. 395; vgl. Tgb. II. 316.

[15]) Br. I. 430.

Folgendes Epigramm aus dem Nachlafs datiert[1]) Werner unter den Januar 1849:

„Man mufs den Wanzen nicht beweisen wollen,
Dafs sie sich selber knicken sollen."

Unterm 1. Oktober steht ein gereimter Spruch im Tagebuche.[2]) Sonst kann ich keine später zu Epigrammen abgeschliffenen Aphorismen noch auch Epigramme vom Jahre 1849 nachweisen.

Auf Notizen vom Jahre 1850 konnte ich folgende Epigramme zurückführen: „Der deutsche Mime",[3]) „Verschiedene Konsequenzen",[4]) „Das Sterben",[5]) „Die Freiheit der Presse".[6]) Am 24. Oktober schreibt Hebbel an Gustav Kühne[7]): „Was sagen Sie zu Schleswig-Holstein, zu Deutschland, zur Welt? Ich schrieb vor zehn Jahren — also 1840:

„Deutsche zogen nach Rom, warum nicht Russen nach Deutschland?
Jene waren ein Volk, diese sind nur Geschmeifs."

Auf dieses Epigramm[8]) bezieht sich, wie F. Bamberg bemerkt, vielleicht folgende Stelle eines an ihn gerichteten Briefes[9]) vom August 1850: „Allem Anscheine nach soll deutsche Kultur durch russische Gedärme hindurch spazieren. Und doch kann ich's nicht glauben, denn ein gewisses Epigramm im zweiten Teil meiner Gedichte scheint mir eine Wahrheit auszusprechen, die durch die ganze Weltgeschichte bestätigt wird."

Diese Wahrheit hatte jedoch Hebbel schon in einem früheren Briefe als in dem an Bamberg gerichteten ausgesprochen, nämlich in dem Schreiben an Emil Palleske vom 26. Mai 1850, wo es heifst[10]): „Der deutsche Bund darf wieder auferstehen! Nun ich verzweifle nicht. Nach 1848 sollten

[1]) Zukunft, Jahrgang VII, No. 8, S. 329.
[2]) Tgb. II. 321.
[3]) Sg. III. 453; vgl. Tgb. II. 325 (13. II. 50).
[4]) Sg. III. 443; vgl. Tgb. II. 330 (6. IX. 50).
[5]) Sg. IV. 91; vgl. Tgb. II. 331 (2. XI. 50).
[6]) Sg. III. 427; vgl. Tgb. II. 331 (2. XI. 50).
[7]) Br. I. 437.
[8]) Sg. II. 156 „Verschiedener Kasus".
[9]) Br. I. 329.
[10]) Werners Nachlese, Bd. I, 290/1.

wir am Ende nur noch lernen, und die Zeit wird kommen, wo wir beweisen können, dafs wir die Schule hinter uns haben. Denn nimmermehr kann deutsche Bildung bestimmt sein, in russische Gedärme hinüber zu spazieren, den Grund sprach ich vor Jahren schon in einem Epigramm aus.“ Am 2. November 1850 ist ein gereimtes Epigramm[1]) entstanden.

Beim Jahresüberblick vom 31. Dezember dieses Jahres klagt der Dichter,[2]) dafs das lyrische Vermögen bei ihm zu stocken beginne, und dafs die entstandenen Gedichte nichts mehr heifsen wollten.

Das Jahr 1851 ist wieder reicher an Aphorismen, die epigrammatisch verarbeitet wurden. Für folgende Epigramme glaube ich die Wurzeln gefunden zu haben: „Genius“,[3]) Hafs und Liebe“,[4]) „Das Urteil der Freunde“,[5]) nur im Tagebuch „Karlsschüler“,[6]) „Der verborgene Kaiser“,[7]) „Der jüngste Tag und die Welt“,[8]) „Die Höhle“,[9]) „Trost“,[10]) „Ausrede“,[11]) „Grenze der Kunst“,[12]) „Zur Beherzigung“.[13]) Am 10. Februar sind zwei gereimte Sprüche „Bedenken“ und „An die Deutschen“ und ein Epigramm im elegischen Versmafs „Karlsschüler“ ins Tagebuch eingetragen.[14]) Vom 16. Mai stammt eine gereimte Gnome, die man „Wahrheit“ überschreiben könnte.[15]) Noch zwei gereimte Sprüche weist das Tagebuch vom Jahre 1851 auf; der eine[16])

---

[1]) Tgb. II. 332.
[2]) S. 336.
[3]) Sg. III. 442; vgl. Tgb. II. 338 (1. I. 51).
[4]) Sg. III. 387; vgl. Tgb. II. 338 (1. I. 51).
[5]) Sg. III. 439; vgl. Tgb. II. 338 (1. I. 51).
[6]) Tgb. II. 341 (10. II. 51).
[7]) Sg. III. 463; vgl. Tgb. II. 342 (1. III. 51); vgl. auch Tgb. II. 55.
[8]) Sg. III. 425; vgl. Tgb. II. 343/4 (15. III. 51).
[9]) Sg. III. 451; vgl. Tgb. II. 344 (2. V. 51); vgl. ferner S. 325.
[10]) Sg. III. 402; vgl. Tgb. II. 356 (26. X. 51).
[11]) Sg. III. 450; vgl. Tgb. II. 356 (28. X. 51 und 1. XI. 51).
[12]) Sg. IV. 150; vgl. Tgb. II. 358 (17. XII. 51, Zeile 16—19).
[13]) Sg. III. 421; vgl. Tgb. II. 358 (17. XII. 51); vgl. ferner Br. I. 381, Zeile 13—15 (26. VII. 45).
[14]) Tgb. II. 340/1.
[15]) S. 345.
[16]) S. 350.

steht unterm 20. August, der andere[1]) unterm 25. Dezember. Am gleichen Tage lesen wir[2]): „Wie viel rohe Materie läuft einem durch den Kopf, wenn man nicht an einem Werk arbeitet: das ist die Zeit des Tagebuchführens.“ Am 31. desselben Monats hält Hebbel gewohnheitsgemäfs Rückschau auf das verflossene Jahr[3]): „Gearbeitet: Epilog zur Genoveva, Agnes Bernauer, viele Epigramme, ein paar Aufsätze . . .“

Sehr spärlich erscheint die Ausbeute von Aphorismen für die Entstehungsgeschichte der Epigramme aus dem Jahre 1852. Aus der Notiz[4]) vom 10. Januar dieses Jahres ging das Epigramm „Welt und Mensch“ hervor. Am 18. September schrieb Dingelstedt aus München an seinen Wiener Freund[5]): „Während du mit deinem Weibe an der Adria lustwandeln gingest — hoffentlich in Byrons und Platens Fufstapfen, des Nächsten sichtbar werdend in einer Reihe von Epigrammen und Sonetten —, safs ich mit dem meinigen in der Nordsee.“ Über die Dürftigkeit des Tagebuches klärt uns der Dichter am 31. Dezember dieses Jahres auf:[6]) wegen der politischen Umtriebe und der vielen Haussuchungen hielt er es das ganze Jahr lang im Koffer eingeschlossen und büfste so seine Gedanken lieber ein, als dafs er sich in seiner aphoristischen Unterhaltung mit sich selbst hätte belauschen lassen.

Ebenfalls nur wenige Epigramme konnte ich mit Tagebuchnotizen vom Jahre 1853 in Beziehung bringen. Es sind dies folgende: „Politische Situation“,[7]) „Lessing und seine Nachfolger“,[8]) „Blumen und Dornen“,[9]) „Moderne Analyse des Agamemnon“,[10]) „Dareios“.[11]) Im Tagebuch

[1]) Tgb. II. 361.
[2]) S. 360.
[3]) S. 362.
[4]) Sg. III. 387; vgl. Tgb. II. 363.
[5]) Br. II. 37.
[6]) Tgb. II. 363.
[7]) Sg. III. 422; vgl. Tgb. II. 365 (ohne genaueres Datum, Anfang 1853).
[8]) Sg. III. 406; vgl. Tgb. II. 245 und 365.
[9]) Sg. III. 381; vgl. Tgb. II. 365.
[10]) Sg. III. 417 mit dem Titel „Grenzbotenkritik des Agamemnon“; vgl. Tgb. II. 369 (15. III. 53) Epigramm im elegischen Mafs.
[11]) Sg. III. 441; vgl. Tgb. II. 375 (4. X. 53).

stehen aufserdem zwei gereimte Sprüche: „Bettina“[1]) und einer auf „Die Kleinen“.[2]) Ferner ist erst jüngst aus den Briefen des Iglauer Gymnasiallehrers Karl Werner an seine Braut Sini Heller ein Epigramm Hebbels bekannt geworden,[3]) das dieser als Unterschrift zu seinem Bildnis seinem Freunde Werner zu dessen Geburtstage am 5. Mai 1853 widmete:

„Stelle dich, wie du auch willst, nicht wird es an Feinden dir fehlen,
Aber, wie Thetis den Sohn, kannst du dich fei'n für den Streit.
Mache so ganz dich zum Träger des Guten, des Wahren und Schönen,
Dafs man die Götter verletzt, wenn man dich selber bekämpft!“

Der Jahresüberblick vom 31. Dezember berichtet: „Gearbeitet nichts bis auf ein paar Gedichte und einen Akt der Rhodope.“

Auf Notizen vom Jahre 1854 gehen folgende Epigramme zurück: „Die Veilchen“,[4]) „Christus und seine Apostel“,[5]) „Jedermann ins Album“,[6]) „Gervinus“,[7]) „An Columbus“.[8]) Gereimte Epigramme finden sich nicht im Tagebuch.

Am 10. Februar spricht Hebbel in einem Briefe an H. Th. Rötscher in Berlin davon, dafs in der Umarbeitung der „Genoveva-Magellona“ „die Situation hie und da zu blofsen Epigrammen“ habe herabgesetzt und aus den Charakteren nicht selten ein Rätsel gemacht werden müssen.[9]) Am 22. Dezember schreibt Hebbel an Adolf Pichler in Innsbruck,[10]) der besonders für seine Epigramme grofses Interesse bekundete[11]): „Mich haben Ihre Hymnen innig und warm angesprochen, sie sind voll und markig, und es weht darin der Hauch echter Begeisterung. Doch zweifle ich, ob diese Form sich jemals in Deutschland einbürgern wird, und habe mich

[1]) Tgb. II. 365.

[2]) S. 376.

[3]) Vgl. Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte, hrsg. von M. Koch. Bd. I. (Berlin 1901) S. 445—474, besonders S. 468.

[4]) Sg. III. 454; vgl. Tgb. II. 382 (20. III. 54).

[5]) Sg. IV. 221; vgl. Tgb. II. 384 (20. III. 54).

[6]) Sg. III. 378; vgl. Tgb. II. 390 (5. VII. 54).

[7]) Sg. II. 152; vgl. Tgb. II. 394.

[8]) Sg. III. 380; vgl. Tgb. II. 410 (1. VIII. 54).

[9]) Werners Nachlese, Bd. II. 5.

[10]) Br. II. 400 (2. I. 53).

[11]) Werners Nachlese, Bd. II. 26/27; vgl. Tgb. II. 417 (18. XII. 54).

ihrer, wie aller verwandten, in eigener Praxis bis aufs Distichon strenge enthalten, obgleich ich die Stimmungen, in denen der Reim eine Fessel scheint, recht gut kenne.“

Weihnachten 1854 schrieb Hebbel, wie R. M. Werner mitteilt, seiner Frau folgendes Distichon in eine Prachtausgabe der Homerübersetzung von Vofs[1]:

„Möge der alte Homer, der gröfste der Dichter, dir sagen,
Dafs du mir Helena bist, aber Penelope auch.“

Anfang 1855 beginnt Hebbel sich mit dem Nibelungenliede zu befassen.[2] Aus dem Kreise der Notizen über dieses Litteraturdenkmal ist das Epigramm „Das Nibelungenlied“[3] hervorgegangen. Ebenfalls vom Anfang desselben Jahres ohne genaueres Datum stammt die Aphorisme,[4] die ins Epigramm „Litteraturgeschichtschreiber“[5] umgeformt wurde. Am 1. Oktober teilt Hebbel seinem Freunde F. Bamberg ein Epigramm mit[6]: „Ich weifs wohl, das Hineinflechten des Ringes (im „Gyges“) kann mifsverstanden werden, obgleich das Epigramm, das ich dem Stück vielleicht vorzusetzen gedenke, und das so lautet:

Einen Regenbogen, der weniger grell als die Sonne
Leuchtet in dämmerndem Licht, spannte ich über mein Bild,
Aber er sollte nur funkeln und nimmer dem Schicksal als Brücke
Dienen, denn dieses entsteigt einzig der menschlichen Brust!

hoffentlich seinen guten Grund hat. Aber schlösse ein solches Mifsverstehen die Wirkung aus? Meine Frage hat natürlich nicht den geringsten praktischen Zweck.“

Aus Einfällen desselben Jahres sind noch folgende Epigramme entstanden: „Ton und Farbe“,[7] „Unsere Zeit und die Kreuzzüge“.[8]

---

[1]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 44, „Neues von Hebbel“, S. 203.

[2]) Tgb. II. 418.

[3]) Sg. IV. 161; vgl. Tgb. II. 424 (18. X. 55); S. 443 (18. II. 57); S. 446 (7. VI. 57); S. 499 (14. VIII. 61); Werners Nachlese, Bd. II. 148, Brief „An die Gesellschaft Hesperus“ (24. III. 61).

[4]) Tgb. II. 420 (Anfang 55); vgl. auch S. 394 (10. VII. 54).

[5]) Sg. IV. 244.

[6]) Br. I. 338.

[7]) Sg. III. 418; vgl. Tgb. II. 424 (2. XI. 55).

[8]) Sg. III. 423; vgl. Tgb. II. 424 (2. XI. 55).

Unterm 26. Mai 1856 finden wir im Tagebuch ein gereimtes Epigramm[1]) mit der Überschrift „Auf ein Mädchen", das in die Sammlung von 1857 unter dem Titel „Die Mutter an die Tochter"[2]) Aufnahme fand. Im übrigen bietet das Tagebuch vom Jahre 1856 wieder mehr Aphorismen, die sich zu Epigrammen rundeten: „Auf einen viel gedruckten Lyrikus",[3]) „Ein Erfahrungssatz",[4]) „Ophelia in der Litteratur",[5]) ein Epigramm aus dem Nachlafs ohne Überschrift, herausgegeben von E. Kuh,[6]) „Trost für deutsche Autoren",[7]) „Auf die modernen Franzosen und ihre deutschen Genossen",[8]) „An die Feinde des Neuen",[9]) ein Epigramm ebenfalls im elegischen Mafs „Leidenschaft und Kritik".[10]) Am 12. November 1856 schreibt Hebbel an Karl von Holtei in Graz[11]): „Ihren Wunsch erfülle ich gern, so weit und wie ich kann. Ich lege Ihnen zwei meiner besten Epigramme bei, als das einzige Ungedruckte, was mir zur Verfügung steht. Auf diese kann ich jedoch nicht für immer verzichten, da ich absolut nichts schreibe, was nicht irgend eine Lücke in meiner Anschauung der Welt und des Menschen ausfüllte. Im Gegenteil werden sie recht bald in die Gesamtausgabe meiner Gedichte, die ich der in New-York ohne mein Wissen erschienenen Gesamtausgabe meiner Werke einstweilen entgegen zu setzen gedenke, hinüber spazieren müssen." Beim Jahresrückblick am 31. Dezember bemerkt Hebbel,[12]) dafs er seine „sämtlichen Gedichte, gedruckte

[1]) Tgb. II. 430.

[2]) Sg. III. 473.

[3]) Sg. III. 407; vgl. Tgb. II. 433 (10. XI. 56); vgl. Br. II. 125 (16. XI. 57), Brief an E. Kuh, über Geibel; vgl. auch Werners „Lyrik und Lyriker", S. 160/1; ferner Br. II. 524 (25. IX. 63), Brief an Stern.

[4]) Sg. III. 423; vgl. Tgb. II. 433 (21. XI. 56).

[5]) Sg. IV. 140; vgl. Tgb. II. 434 (21. XI. 56).

[6]) Sg. IV. 253; vgl. Tgb. II. 434 (21. XI. 56).

[7]) Sg. III. 419; vgl. Tgb. II. 434 (21. XI. 56).

[8]) Sg. III. 420; vgl. Tgb. II. 435 (21. XI. 56).

[9]) Sg. IV. 243; vgl. Tgb. II. 435 (21. XI. 56); ferner S. 562 (1. V. 63).

[10]) Tgb. II. 435 (21. XI. 56).

[11]) Werners Nachlese, Bd. II. 348, Nachträge.

[12]) Tgb. II. 439; vgl. Br. II. 115 (Wien 22. XI. 56. An E. Kuh, von der Überarbeitung der Gedichte wird gesprochen); ferner Br. II. 117 (18. XII. 56) und S. 428 (18. XII. 56. An Karl Werner).

und ungedruckte, durchgesehen und sie, zum Teil freilich durch simples Zurückgehen auf die ganz ursprünglichen, später verworfenen Lesearten, unendlich gesteigert“ habe.

Am Schlufs dieses Überblickes schreibt er so recht aus dem Zustande innerer Befriedigung heraus[1]): „Meinen Epigrammen „An die Götter“ und „Conditio sine qua non“ die einen unbefriedigten Zustand scharf und spitz aussprachen, fügte ich im neuen Manuskript nachstehendes hinzu:

„Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug, hebt sie nur schirmend empor!“

Ich wiederhole dies Gebet aus innerster Seele!“

Vom Jahre 1857 haben wir wieder nur sehr wenige Aphorismen, die Hebbel zu Epigrammen abrundete. Blofs drei konnte ich aufspüren: „An die Realisten“[2]) und „Das Haar in der Suppe“.[3]) Aufserdem teilt Hebbel am 9. September seinem jungen Freunde Sigmund Engländer folgendes Epigramm mit[4]):

„Jüngling wirst du nicht wieder noch Mann, wenn das Haar sich dir bleichte;
Aber sobald du nur willst, wirst du aufs neue ein Kind!“

Am 16. Juli desselben Jahres hatte Hebbel aus Orth bei Gmunden einen Brief an Karl Werner in Iglau gerichtet,[5]) worin er über den Erfolg der Kur berichtet. Hierbei bemerkt er: „ . . . ja ich hätte nicht einmal die Feder eingetaucht, wenn nicht ein paar Epigramme aufzuzeichnen gewesen wären.“

Am 30. November 1857 urteilte Eduard Mörike über Hebbels Epigramme folgendermafsen[6]): „Die Epigramme, durch deren Vorläufer im Schadischen Taschenbuche ich vor Jahr und Tag erstmals Ihre Bekanntschaft machte, überraschten mich mit einer Menge neuer, überaus guter Sachen. Ein ungerechter Ausfall S. 407, 2 that mir leid. Aus den Versen allein und ihrer Überschrift würde ich auf die gemeinte Person nicht haben schliefsen können.“ In der Rückschau

---

[1]) Tgb. II. 440.
[2]) Sg. III. 421; vgl. Tgb. II. 440 (1. I. 57).
[3]) Sg. IV. 94; vgl. Tgb. II. 442 (11. I. 57).
[4]) Br. II. 181.
[5]) Werners Nachlese, Bd. II. 73.
[6]) Br. II. 380 Stuttgart.

vom 31. Dezember 1857 heifst es[1]): „Die Gesamtausgabe meiner Gedichte ist im Cottaschen Verlage erschienen und macht Glück; ob sich ein Verhältnis aus dieser ersten gelungenen Anknüpfung ergeben wird, ist zweifelhaft.“

Die Tagebuchblätter des Jahres 1858, die überhaupt sehr sparsam beschrieben sind, sind für unsern Zweck ergebnislos. Hebbel machte nämlich eine Reise über Dresden nach Weimar, wo er eine Zeitlang als Gast des Grofsherzogs weilte und wegen der vielen Zerstreuungen am Hofe nicht die genügende Zeit fand, seine Selbstbekenntnisse aufzuzeichnen. Aus Dresden schreibt er am 22. Juni 1858 an seine Gattin über einen Besuch der berühmten Gallerie[2]): „Was ich zuerst aufsuchte, weifst Du, und was ich zuerst that, als ich der himmlischen Madonna wieder ins Auge blickte, weifst Du auch: ich grüfste sie von der reinsten Seele, die auf der Erde wandelt, von Dir! Es ist ein unglaubliches Bild, wirklich brennende Luft, wie es in meinem Gedicht („Auf die sixtinische Madonna“)[3]) heifst, das mir, als ich die Sammlung für Cotta zusammenstellte, zu sublim erschien, das sich aber, nun ich dem wunderbaren Objekt wieder gegenüber stand, als vollberechtigt legitimiert hat. Der Eindruck war diesmal so überwältigend, dafs mir die Thränen ins Auge traten, eine Wirkung übrigens, vor der sich ein Maler in acht nehmen sollte, da ein Mensch, der weint, nicht mehr sieht.“ Hiermit ist das Epigramm „Einmal wieder vor Raphaels Madonna“[4]) zu vergleichen. Aus Weimar berichtet Hebbel am 24. Juni,[5]) dafs er in dem herrlichen Parke ein paar Epigramme eingefangen habe, zu denen ihn die Dresdner Bildersammlung angeregt. Das eine auf Goliath und David sei nicht übel.

Unterm 29. November desselben Jahres finden wir das Epigramm „Frommer Spruch“ im Tagebuche abgeschrieben,

---

[1]) Tgb. II. 450.
[2]) Werners Nachlese, Bd. II, 86.
[3]) Sg. III. 261/62.
[4]) Sg. IV. 138.
[5]) Werners Nachlese, Bd. II. 90.

das Hebbel als Grabschrift für seine ehemalige Gönnerin Amalia Schoppe vorschlug.[1]) Vom Jahre 1858 veröffentlichte noch R. M. Werner „Aus Hebbels Nachlafs“ ein gereimtes Sinngedicht: „Rustico-Campus“,[2]) das sich auf Bauernfeld bezieht.

Vom 1. April des Jahres 1859 stammen drei Epigramme: „Schön und Lieblich“,[3]) „Unterschied der Lebensalter“,[4]) „Jehovah vor der absoluten Kritik“.[5]) Das letzte ist gegen Campe, Adelung und Julian Schmidt gerichtet.[6]) Beim Jahresschlufs berichtet Hebbel[7]): „Gearbeitet mehr, als ich erwarten durfte; einen dritten Akt Demetrius, drei Akte Nibelungen und dazu Aufsätze und Gedichte in Menge . . .“ Unter diesen Gedichten befanden sich vielleicht auch Epigramme. Aus dem Jahre 1860 kann ich weder Keime zu Epigrammen noch Epigramme selbst nachweisen. Nur eins, vom August dieses Jahres, bringt Werner bei, worin Hebbel seiner zornigen Erregung gegen die Undankbarkeit und Treulosigkeit seiner jungen Wiener Freunde Ausdruck gab.[8])

Unterm 23. Februar 1861 steht ein spruchartiges Gedicht „Auf Götz von Berlichingen“ im Tagebuch,[9]) das durch einen Abkömmling Götzens, Graf Friedrich von Berlichingen, angeregt wurde. Dieser hatte nämlich Hebbel um einen poetischen Beitrag für die von ihm geplante Biographie seines Ahnherrn gebeten.

Am 3. Mai schreibt Hebbel ins Tagebuch[10]): „Der Künstler hat lauter Kugelgestalten im Kopf, der gewöhnliche Mensch lauter Dreiecke.“ Hiermit vergleiche man das folgende, in

---

[1]) Sg. III. 443; vgl. Tgb. II. 454.
[2]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 330.
[3]) Sg. III. 383; vgl. Tgb. II. 461.
[4]) Sg. IV. 110; vgl. Tgb. II. 461.
[5]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 332.
[6]) Tgb. II. 463.
[7]) S. 478 (31. XII. 59).
[8]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 320.
[9]) Tgb. II. 488.
[10]) S. 492.

einem Briefe vom 10. August 1862 an Julius Campe mitgeteilte Epigramm[1]):

„J. L. K.

Will euch die dumme Kugelform denn gar nicht aus dem Kopf?
Ich kenne eine höhere: es ist der Weichselzopf!“

Unterm 11. November lesen wir eine hübsche gereimte Gnome im Tagebuch,[2]) die sich jedenfalls auf den Tod jenes Eichkätzchens bezieht, dem Hebbel schon im Gedicht „Das Geheimnis der Schönheit“ [3]) ein Denkmal gesetzt hatte.

Die Tagebuchblätter vom Jahre 1862 liefern keine Ausbeute für unseren Zweck. R. M. Werner teilt in seiner Skizze „Aus Hebbels Nachlafs“ mit,[4]) dafs Hebbel während des Jahres 1862 einen französischen Vers notierte und ein bissiges Epigramm gegen die neueren französischen Stücke richtete. Ferner bringt Werner ein Epigramm zum Abdruck,[5]) das „Dresden, 31. August in der katholischen Kirche“ datiert ist. Der Herausgeber bemerkt hierzu: „Es dürfte wohl von der Reise nach Weimar stammen.“ Der in Werners Nachlese zu Friedrich Hebbels Briefen veröffentlichte Brief an Christine (Dresden, 1. September 1862) belegt diese Vermutung[6]): „Gestern hörte ich, als ich ausging, zuerst die Mefsmusik in der katholischen Kirche, die weit und breit berühmt ist, und mit Recht. Seltsam genug rundeten sich mir dort ein paar bitterböse Epigramme, von denen ich Dir eins mitteilen will:

„Unser Gevatter, der Storch, ist kein zu zärtlicher Vater:
Werden die Jungen ihm krank, wirft er sie flugs aus dem Nest.
Aber ich kenne den Adler, er horstet, der höchste, in Deutschland,
Welcher es umgekehrt macht und die gesunden verstöfst.“

Errätst Du das böse Tier? Dann sag' es ja niemand.“ Am 19. Dezember schreibt Hebbel an Julius Campe[7]): „Für die Gottschallsche Kritik danke ich Ihnen, noch mehr für die

[1]) Werners Nachlese, Bd. II. 249. Mit „J. L. K.“ ist Julius Leopold Klein gemeint, der bekannte Verfasser der „Geschichte des Dramas“ (Leipzig 1865—76), auch dramatisch mehrfach thätig.

[2]) Tgb. II. 505.

[3]) S. 504.

[4]) Zukunft, VII. Jahrgang, No. 8, S. 329.

[5]) Ebenda S. 330

[6]) Werners Nachlese, Bd. II. 273.

[7]) Ebenda S. 282.

Julian Schmidtsche. Sie hat mir eine Illusion genommen, die zu allerlei Verwirrungen hätte Anlafs geben können; man schrieb mir aufs positivste, die Recension in den Grenzboten sei von ihm. Ich unterdrückte deshalb auch wirklich im Österreichischen Dichterbuch ein schon gedrucktes Epigramm gegen ihn, nun steht's im alten Recht."

Am 6. März 1863 schreibt Hebbel in sein Tagebuch[1]: „War mit Titi im Circus Renz; ganz die alten Empfindungen wie in Paris, die ich in einem Epigramm niederlegte." Gemeint ist das mit der Überschrift: „Nach dem ersten Abend bei Franconi in Paris".[2] Am 16. April urteilt Hebbel über die Epigramme, die ihm Moritz Kolbenheyer zu seinem Geburtstage nebst mehreren Flaschen Ungarweins zusandte, sehr günstig.[3] Am 1. August schreibt er an den geistreichen Spender[4]: „Sie haben eine seltene Gabe, wie mir auch Ihre Epigramme schon bewiesen, die mir gänzlich fehlt; sie ist der des Raphaels zu vergleichen, dem die Ecken und Winkel der Stanzen im Vatikan, die manchen anderen braven Maler in Verzweiflung gesetzt haben würden, zu den lieblichsten Motiven und den anmutigsten Arabesken verhalfen."

Aus diesem letzten Lebensjahre Hebbels stammende Epigramme konnte ich nicht ausfindig machen. Schon am 3. Mai fühlte der Dichter „eine grofse Leidensperiode" herannahen, aus der er nicht mehr genesen sollte.[5]

Sein langjähriger Freund und erster Biograph Emil Kuh veranstaltete im Jahre 1867 eine Ausgabe von Hebbels „Sämtlichen Werken", worin er auch das Epigrammenbuch um mehrere Stücke aus dem Nachlafs vermehrte. R. M. Werner veröffentlichte weitere Proben aus demselben, und die von ihm begonnene kritische Gesamtausgabe der Hebbelschen Werke dürfte wohl auch das Schaffensbild des Epigrammatikers Hebbel vervollständigen (wenn auch schwerlich neue Züge zu den bekannten hinzufügen).

---

[1]) Tgb. II. 547.
[2]) Sg. III. 354.
[3]) Werners Nachlese, Bd. II. 298.
[4]) Ebenda S. 321.
[5]) Tgb. II. 563 und 580 (25. X. 63).

Lebenslauf.

Ich, Bernhard Patzak, geboren am 21. August 1873 zu Liegnitz, besuchte seit 1884 die Königliche Ritterakademie daselbst, die ich 1896 mit dem Reifezeugnis verliefs. Darauf lag ich dem Studium der neueren Sprachen, Litteratur- und Kunstgeschichte vorzugsweise in Breslau, ferner in Innsbruck und in der französischen Schweiz ob, wobei ich Kollegien und Seminare folgender Herren Professoren besuchte: Appel, Baeumker, Detter, Farinelli, Freudenthal, Koch, Marchot, Muther, Pastor, Seemüller, Vogt, Wackernell, Zemp. Allen meinen Herren Lehrern, vor allem Herrn Professor Dr. Max Koch, dessen liebenswürdigster, lebhafter und wertvoller wissenschaftlicher Förderung meine Arbeit sich zu erfreuen hatte, werde ich immer dankbarste Gesinnung bewahren.

Thesen.

1. Benjamin Neukirch zeigt in seinen Satiren und Briefen Abhängigkeit von Boileau.
2. Minors Behauptung, dafs für die Entstehungszeit des Faustmonologes „Wald und Höhle“ die voritalienische Zeit nicht in Betracht kommen könne, ist unrichtig.
3. Auf die letzte Fassung von Platens „Romantischem Ödipus“ haben Heine-Immermanns Angriffe in den „Reisebildern“ noch entschiedenen Einfluſs geübt.
4. Goethes Stellung gegenüber den romantischen Malern ist nicht so schroff ablehnend wie die seines Freundes Meyer in der Abhandlung „Neu-deutsch-religiös-patriotische Kunst“.

Druck von Hugo Wilisch in Chemnitz.